

Bachelorarbeit

**Bindungsbeziehungen in der
Heimerziehung:
Die Bedeutsamkeit der Betreuerinnen
und Betreuer für die Kinder und
Jugendlichen**

An der Fachhochschule Dortmund

im Fachbereich Angewandte
Sozialwissenschaften

Studiengang Soziale Arbeit

erstellte Bachelorarbeit

zur Erlangung des akademischen Grades
Bachelor of Arts
B.A

von Ina Niehaus

geboren am 28.04.1996

ina.niehaus002@stud.fh-dortmund.de

Betreuung: Prof. Dr. Katja Nowacki

Silke Remiorz

Dortmund, 25.02.2019

Danksagung

An dieser Stelle möchte ich allen danken, die durch ihre fachliche und persönliche Unterstützung zum Gelingen dieser Bachelorarbeit beigetragen haben. Zunächst möchte ich mich bei Prof. Dr. Katja Nowacki bedanken, die meine Bachelorarbeit betreut hat und mir während der gesamten Zeit fachlich zur Seite stand.

Ein besonderer Dank gilt natürlich auch den Kindern und Jugendlichen, die an meiner Forschung teilgenommen haben und den Fachkräften der Wohngruppen, die mich in meinem Vorhaben unterstützt haben. Ohne sie wäre diese Arbeit nicht möglich gewesen.

Zusammenfassung

Das Eingehen von Bindungen ist ein Grundbedürfnis des Menschen, welches dem Schutz und der Sicherheit dient (vgl. Bowlby 2015, S. 20f.). Die Bereitstellung von Bindungsbeziehungen ist Aufgabe der Familie (vgl. Schleiffer 2014, S. 82). Sie sollte ihrem Kind durch feinfühliges Verhalten eine sichere Basis sein, damit sich daraus im weiteren Verlauf des Aufwachsens sichere Bindungsrepräsentationen entwickeln (vgl. Bowlby 2018, S. 9f.; vgl. Grossmann/Grossmann 2017, S. 447). Sichere Bindungen sind elementar für eine gesunde sozio-emotionale Entwicklung (vgl. Nowacki/Remiorz 2018, S. 66). Einige Kinder und Jugendliche können nicht bei ihren Bindungspersonen aufwachsen. Eine mögliche Form der Fremdunterbringung ist die Heimerziehung nach §34 Achstes Sozialgesetzbuch. In den letzten Jahrzehnten entwickelten sich viele Heimeinrichtungen in Richtung eines familienähnlichen Settings (vgl. Wolf 1995, S. 12ff.; vgl. Heidemann/Greving 2017, S. 146). Es stellt sich die Frage, ob die Betreuerinnen und Betreuer als Bindungspersonen für die Kinder und Jugendlichen in der Heimerziehung bedeutsam sind. Ziel dieser Arbeit ist es, dieser Fragestellung nachzugehen. Dazu wurde analog zur Forschung von Remiorz und Nowacki der Fragebogen ‚Inventory of Parent and Peer Attachment‘ eingesetzt, mit dem die Bindungsbeziehungen zu den Betreuerinnen und Betreuern und der Mutter von Kindern und Jugendlichen aus der Heimerziehung bewertet werden (vgl. Remiorz/Nowacki 2018, S. 61ff.). Es stellte sich heraus, dass die Bindung zu den Betreuerinnen und Betreuern von den Kindern und Jugendlichen signifikant besser eingeschätzt wurde als die zu den Müttern. Die Gründe für dieses Ergebnis werden in der vorliegenden Arbeit diskutiert. Die Faktoren Aufenthaltsdauer, Anzahl der Mitbewohnerinnen und Mitbewohnern, Alter bei der ersten Fremdunterbringung und das Geschlecht hatten in dieser Stichprobe keine signifikante Auswirkung auf die Bindungsbewertung zu den Betreuerinnen und Betreuern. Der bestehende Kontakt zur Mutter wirkte sich mit starker Tendenz positiv auf die Bindungsbewertung zu dieser aus. Eine weitere Fragestellung dieser Arbeit war, ob das Setting der familienähnlichen Heimerziehung auch unter den Familienbegriff ‚Doing Family‘ des BMFSFJ (vgl. BMFSFJ 2006, S. 128) fällt. Dies konnte anhand des Vergleiches der Merkmale und Funktionen von dem Familienbild nach dem ‚Doing Family‘ mit der familienähnlichen Heimerziehung und der Ergebnisse des Fragebogens bestätigt werden. Aufgrund der nachgewiesenen hohen Bedeutsamkeit der Betreuerinnen und Betreuer als Bindungspersonen für die Kinder und Jugendlichen in der Heimerziehung ließen sich einige Anforderungen an die Betreuerinnen und Betreuer ableiten, um den (Bindungs-)Bedürfnissen der Kinder und Jugendlichen gerecht zu werden.

Inhaltsverzeichnis

Einleitung	3
1 Theorieteil.....	7
1.1 Bindungstheorie	7
1.1.1 Grundlagen der Bindungstheorie.....	7
1.1.2 Bedeutung einer sicheren Bindung	13
1.1.3 Stabilität und Veränderungen von Bindungsrepräsentationen.....	15
1.1.4 Bindung im Jugendalter	17
1.2 Familie.....	19
1.2.1 Definition und Aufgaben von Familie.....	19
1.2.2 Wandel vom traditionellen Familienbild hin zu ‚Doing Family‘	20
1.2.3 Schwierigkeiten und Herausforderungen in Familien.....	23
1.3 Heimerziehung	25
1.3.1 Grundlagen der Heimerziehung	25
1.3.2 Entwicklung der Heimerziehung	27
1.3.3 Strukturprinzipien der aktuellen Heimerziehung	28
1.3.4 Herausforderungen und Möglichkeiten von Bindungsangeboten in der Heimerziehung	31
1.3.5 Forschungsstand	34
1.4 Zusammenfassung sowie Ableitung der Fragestellungen und Hypothesen	36
2 Methodenteil.....	40
2.1 Die Stichprobe.....	40
2.2 Das Messinstrument.....	41
2.3 Durchführung der Forschung.....	43
3 Ergebnisse.....	44
4 Diskussion.....	53
4.1 Interpretation	53
4.2 Methodenkritik.....	61
4.3 Schlussfolgerungen für die Praxis	62
5 Fazit.....	69
Literaturverzeichnis.....	72
Anhang	
Ehrenwörtliche Erklärung	

Tabellenverzeichnis

Tabelle 1: Interpretation von Korrelationskoeffizienten (Raithel 2008, S. 154) ...	44
Tabelle 2: Deskriptive Statistik zu Hypothese H_a (Stichprobe dieser Arbeit).....	44
Tabelle 3: Deskriptive Statistik zu Hypothese H_a (Stichprobe von Remiorz/Nowacki)	45
Tabelle 4: Deskriptive Statistik zu Hypothese H_a (beide Stichproben)	46
Tabelle 5: Korrelation zu Hypothese H_b	47
Tabelle 6: Korrelation zu Hypothese H_c	48
Tabelle 7: Korrelation zu Hypothese H_d	499
Tabelle 8: Deskriptive Statistik - Vergleich der Geschlechter	49
Tabelle 9: Deskriptive Statistik zu Hypothese H_e	511

Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1: Mittelwertvergleiche mit Standardabweichung – Vergleich Bindung zu Betreuerinnen und Betreuern und Bindung zur Mutter beider Stichproben	45
Abbildung 2: Mittelwertvergleiche mit Standardabweichung ($n = 32$) - Vergleich Bindung zu Betreuerinnen und Betreuern und Bindung zur Mutter .	46
Abbildung 3: Mittelwertvergleiche mit Standardabweichung - Vergleich der Geschlechter	50
Abbildung 4: Mittelwertvergleiche mit Standardabweichung - Vergleich ‚Kontakt zur Mutter‘ und ‚kein Kontakt zur Mutter‘	511

Einleitung

„Zwei Dinge sollen Kinder von ihren Eltern bekommen: Wurzeln und Flügel.“ (Goethe zit. nach Lengning/Lüpschen 2012, S. 7).

Dieses Zitat spiegelt die zentralen Aussagen der Bindungstheorie nach Bowlby wider: Kinder brauchen für eine gesunde Entwicklung verlässliche Bezugspersonen. Diese sollten ihnen eine sichere Basis bieten, von der Schutz und Sicherheit ausgeht (Wurzeln), sodass sie sich sicher fühlen, die Umwelt zu erkunden (Flügel) (vgl. Bowlby 2015, S. 20f.; vgl. Lengning/Lüpschen 2012, S. 7). Dieses Eingehen von Bindungsbeziehungen ist für den Menschen in den Jahren der Unreife (Säuglingszeit, Kindheit, Adoleszenz) überlebenswichtig, da er auf die soziale Eingebundenheit angewiesen ist. Bindungsbeziehungen haben eine Schutzfunktion und brechen nach den Jahren der Unreife nicht einfach ab, sondern bestehen meist bis ins Erwachsenenalter fort. Es kommen jedoch mit zunehmendem Alter neue Bindungen hinzu, z.B. an Peers, Partner oder sonstige Personen (vgl. Grossmann/Grossmann 2017, S. 40; vgl. Bowlby 2015, S. 20f.; vgl. Bowlby 2006a, S. 47).

In der Regel binden sich Kinder an ihre Eltern, da dies meist die Personen sind, mit denen sie in den ersten Lebensmonaten und -jahren interagieren (vgl. Bowlby 2006b, S. 292). Die Familie ist der zentrale Ort für Unterstützung und das besondere an ihr ist eben dieses Bereitstellen von Bindungsbeziehungen (vgl. Schleiffer 2014, S. 82; vgl. Böllert/Peter 2014, S. 121; vgl. Remiorz/Nowacki 2018, S. 61). Was aber, wenn genau von dieser kein Schutz und keine Sicherheit und eventuell sogar Gefahren ausgehen?

Für diese Fälle gibt es die öffentliche Kinder- und Jugendhilfe. Diese schützt und unterstützt mit vielfältigen Angeboten. Auch wenn ambulante Angebote der Kinder- und Jugendhilfe den stationären Angeboten vorgezogen werden (vgl. Höfer 2010, S. 138f.), sind stationäre Angebote wie die Heimerziehung nach §34 Achten Sozialgesetzbuch (SGB VIII) unverzichtbar (vgl. Bürger 2007, S. 45). Dies zeigt auch die Zahl von 96.506 Kindern und Jugendlichen, die im Jahre 2017 in der Heimerziehung lebten (vgl. Destatis 2019).

Die Heimerziehung hat sich in den letzten Jahrzehnten in Richtung der Bedürfnisse der Kinder und Jugendlichen weiterentwickelt (vgl. Wolf 1995, S. 12ff.). Die Strukturen in Einrichtungen der Heimerziehung haben sich den Strukturen der Familie angenähert und können in vielen Einrichtungen als familienähnlich bezeichnet werden (vgl. Heidemann/Greving 2017, S. 146). Der große Unterschied in der

Heimerziehung liegt jedoch darin, dass die die Kinder und Jugendlichen nicht von ihren Eltern, sondern von Betreuerinnen und Betreuern betreut werden. Der Begriff Betreuerinnen und Betreuer wird in dieser Arbeit umfassend für alle möglichen Qualifikationen der Beschäftigten in der Heimerziehung verwendet.

Ist es möglich, dass auch das Besondere der Familie, das Bereitstellen von Bindungsbeziehungen, von den Betreuerinnen und Betreuern in der Heimerziehung ermöglicht werden kann?

In vielen Einrichtungen lassen sich trotz der Entwicklungen in Richtung Familienähnlichkeit einige Rahmenbedingungen finden, die für den Aufbau einer Bindungsbeziehung eher ungünstig scheinen: Schichtdienst und eine hohe Personalfuktuation (vgl. Freigang 2014, S. 110f.; vgl. Schoch 1989, S. 11).

Die Bedeutung einer sicheren Bindung zu mindestens einer Bezugsperson für die gesunde Entwicklung ist unumstritten (vgl. Höfer 2010, S. 120; vgl. Ziegenhain 2016, S. 151; vgl. Zimmermann/Becker-Stoll/Mohr 2016, S. 253; vgl. Spangler 2016, S. 284). Zudem stellte Esser in seiner Forschung die Bindung zu den Betreuerinnen und Betreuern als den bedeutungsvollsten Wirkfaktor und als Schlüsselkategorie für den Erfolg der Hilfe heraus (vgl. Esser 2010, S. 532f.).

Dennoch ist die Bedeutung der Betreuerinnen und Betreuer als Bindungspersonen für die Kinder und Jugendlichen in der Heimerziehung bisher sehr wenig erforscht. Und dies, obwohl der Ursprung der Bindungstheorie auf eine Forschung von Bowlby mit Heimkindern zurückgeht (vgl. Hochflizer 2008, S. 38f.).

Hochflizer kam bei seiner Studie zu dem Ergebnis, dass die Bedingungen in der Heimerziehung eher ungünstig für den Aufbau einer Bindungsbeziehung zu den Betreuerinnen und Betreuern sind und nur selten eine sichere bestehe (vgl. Hochflizer 2008, S. 138ff.). Remiorz und Nowacki kamen hingegen zu dem Ergebnis, dass die Bindung zu den Betreuerinnen und Betreuern von den Kindern und Jugendlichen besser eingeschätzt wurde als die Bindung zu den Eltern (vgl. Remiorz/Nowacki 2018, S. 63).

Diese Arbeit nimmt eine Replikation der quantitativen Forschung von Remiorz und Nowacki vor (vgl. Remiorz/Nowacki 2018, S. 62ff.). Demnach ist das Ziel dieser Arbeit zu erforschen, ob die Betreuerinnen und Betreuer für die Kinder und Jugendlichen in der Heimerziehung als Bindungspersonen bedeutsam sind. Zudem soll untersucht werden, welche Faktoren sich auf die Bewertung der Bindung zu den Betreuerinnen und Betreuern und zur Mutter auswirken. Eng mit der Frage der

Bedeutsamkeit der Betreuerinnen und Betreuer als Bindungspersonen für die Kinder und Jugendlichen in der Heimerziehung hängt zusammen, ob das Setting der familienähnlichen Heimerziehung auch unter den Begriff ‚Doing Family‘ des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) fällt.

‚Doing Family‘ ist ein Begriff, welcher durch den siebten Familienbericht des BMFSFJ bekannt geworden ist. Das traditionelle Familienbild, welches durch biologische Abstammung geprägt ist, gerät durch den sozialen Wandel ins Wanken. Auch wenn die meisten Kinder bei ihren leiblichen, verheirateten Eltern aufwachsen, ist eine Pluralisierung und Dynamisierung der Familienformen zu verzeichnen. Die Familie wird nicht mehr nur über biologische Abstammungen definiert, sondern die emotionalen Fürsorgebeziehungen zwischen den einzelnen Mitgliedern machen diese zu einer Familie. Die Familie ist nicht eine naturgegebene Ressource, sondern muss aktiv hergestellt werden (vgl. Träger 2009, S. 27; vgl. Schneider 2011, S. 251; vgl. Schier/Jurczyk 2007, S. 11). In diesem Zusammenhang spricht das BMFSFJ von ‚Doing Family‘ (vgl. BMFSFJ 2006, S. 128).

Um zu überprüfen, ob das Setting der Heimerziehung auch unter den Begriff ‚Doing Family‘ fällt, ist es erforderlich zu untersuchen, ob die Bindungsbeziehungen der Kinder und Jugendlichen zu den Betreuerinnen und Betreuern bedeutsam eingeschätzt werden. So kann beurteilt werden, ob auch das Besondere der Familie – die Bereitstellung von Bindungsbeziehungen – in der Heimerziehung ermöglicht werden kann.

Zur Erhebung der Daten wurde (analog zur Forschung von Remiorz und Nowacki 2018) der Fragebogen ‚Inventory of Parent and Peer Attachment‘ eingesetzt. Im Original stammt dieser von Armsden und Greenberg (1987) und bezieht sich auf die Bindung zur Mutter, zum Vater und zu den Peers. Remiorz und Nowacki setzten den Teil für die Peers für die Betreuerinnen und Betreuer ein (vgl. Remiorz/Nowacki 2018, S. 63), was auch in dieser Arbeit erfolgte. Die Stichprobe setzt sich aus 16 Kindern und Jugendlichen zusammen sowie 28 Kindern und Jugendlichen aus der Forschung von Remiorz und Nowacki. Ausgewertet wurden die Ergebnisse mithilfe des Statistikprogramms SPSS.

Zu Beginn dieser Arbeit wird der theoretische Hintergrund bestehend aus den drei Teilen Bindungstheorie, Familie und Heimerziehung dargestellt. Da die Vermittlung von Kindern und Jugendlichen in die Heimerziehung meist ab dem neunten Lebensjahr (zuvor vermehrt in Pflegefamilien) erfolgt (vgl. Höfer 2010, S. 41; vgl. Unzner 2009, S. 318), liegt der Fokus der vorliegenden Arbeit auf dieser Altersgruppe.

Im ersten Teil werden die Grundlagen der Bindungstheorie sowie die Besonderheiten für die Altersgruppe ab neun Jahren erläutert. Im zweiten Teil werden die Aufgaben, Merkmale und Funktionen von Familie, der Wandel vom traditionellen Verständnis von Familie hin zum ‚Doing Family‘ sowie die Schwierigkeiten und Herausforderungen, die sich daraus ergeben und oftmals zur Heimunterbringung führen, veranschaulicht. Im folgenden Teil ‚Heimerziehung‘ wird diese kurz mit ihren Aufgaben und Zielen dargestellt. Außerdem wird der Wandel der Heimerziehung von der ‚Anstaltserziehung‘ hin zu einem familienähnlichen Setting, in dem Bindungsbedürfnisse mehr Beachtung finden, aufgezeigt, um darauffolgend die Möglichkeiten und Grenzen in der Heimerziehung in Bezug auf das Angebot einer Bindungsbeziehung zu erläutern. Es schließt sich die Darstellung des aktuellen Forschungsstandes an. Zum Abschluss des Theorieteils werden die dargestellte Theorie zusammengefasst sowie die Fragestellungen und Hypothesen formuliert. Die zur Beantwortung der Fragestellungen notwendige Methode sowie die Stichprobe und der Fragebogen werden im anschließenden Methodenteil beschrieben. Darauffolgend werden die Ergebnisse dargestellt und in einem weiteren Schritt diskutiert. Schlussfolgernd werden die Anforderungen an die Betreuerinnen und Betreuer erläutert, die für die Beziehungsgestaltung zu den Kindern und Jugendlichen in der Praxis wichtig sind, um deren Bindungsbedürfnissen gerecht zu werden. Die Arbeit wird mit einem Fazit geschlossen.

1 Theorieteil

Es gehört zu den Eigenschaften des Menschen, Bindungen zu anderen Personen einzugehen. Diese besonderen Beziehungen bestehen meistens zu Personen innerhalb der Familie (vgl. Bowlby 2015, S. 20f.; vgl. Bowlby 2006b, S. 292). Können Kinder oder Jugendliche nicht bei ihrer Familie aufwachsen, bietet in manchen Fällen die Heimerziehung einen alternativen Lebensort (vgl. Günder 2015, S. 15). Die Fragestellung dieser Arbeit, ob die Betreuerinnen und Betreuer als Bindungspersonen für die Kinder und Jugendlichen in der Heimerziehung von Bedeutung sind, ob sich bestimmte Faktoren auf die Bindungsbewertung auswirken und ob die Heimerziehung auch als ‚Doing Family‘ verstanden werden kann, beinhaltet die drei Aspekte Bindung, Familie und Heimerziehung. Entsprechend gliedert sich auch der Theorieteil in diese drei großen Themenbereiche. Abschließend wird die Theorie zusammengefasst und daraus die Fragestellungen und Hypothesen abgeleitet.

1.1 Bindungstheorie

Der Mensch kann in den Jahren der Unreife nicht allein überleben. Er ist ein soziales Wesen und es liegt in seiner Natur, Bindungen zu anderen Menschen einzugehen. Bindungen dienen dem Grundbedürfnis nach Schutz und Sicherheit und sind den gesamten Lebenslauf über von Relevanz (vgl. Grossmann/Grossmann 2017, S. 40; vgl. Bowlby 2015, S. 20f.). Im ersten Abschnitt des Theorieteils werden die Grundlagen der Bindungstheorie, die Bedeutung einer sicheren Bindung, die Stabilität der Bindungsrepräsentationen sowie die bindungstheoretischen Aspekte in der Jugendphase dargestellt.

1.1.1 Grundlagen der Bindungstheorie

Die Ursprünge der Bindungstheorie sind auf John Bowlby (1907-1990) zurückzuführen (vgl. Bowlby 2016, S. 11ff.; vgl. Schleiffer 2014, S. 17; vgl. Grossmann/Grossmann 2017, S. 68). Während seiner ehrenamtlichen Tätigkeit in psychoanalytischen Heimen weckten ein sehr distanzierendes und ein sehr anhängliches Kind sein besonderes Interesse. Bowlby sah die Ursache dieses Verhaltens in der Trennung der Kinder von ihren Eltern (vgl. Lengning/Lüpschen 2012, S. 9f.). In seiner späteren Tätigkeit als Kinderpsychiater an der London Child Guidance Clinic führte er eine erste Forschung mit 44 Jugendlichen durch, welche durch Diebstähle auffielen. Er kam zu dem Ergebnis, dass für die Gefühlsarmut der

jugendlichen Diebe eine längere Trennung von der Mutter in den ersten Jahren ursächlich sei (vgl. Schleiffer 2014, S. 21f.). Demnach waren Verhaltensauffälligkeiten nicht, wie nach psychoanalytischem Denken, lediglich auf die ödipalen Triebe der Kinder und Jugendlichen zurückführen, sondern auch auf die real erlebten Erfahrungen in der Familie. Mit seiner Bindungstheorie stieß Bowlby demnach bei Vertreterinnen und Vertretern der Psychoanalyse auf Widerstand (vgl. Schleiffer 2014, S. 19; vgl. Lengning/Lüpschen 2012, S. 10). Zudem implizierte seine Theorie eine Kritik an Heimerziehung generell. Bowlby plädierte für eine Abschaffung von Heimen, da die Kinder und Jugendlichen dort keine Bezugsperson hätten und sich dort hauptsächlich um körperliche, nicht aber um psychische Bedürfnisse der Kinder gekümmert würde (vgl. Ziegenhain 2017, S. 112f.; vgl. Schleiffer 2014, S. 23f.). In den darauffolgenden Jahren wurde die Bindungstheorie insbesondere durch Mary Ainsworth und ihre zahlreichen Forschungen weiterentwickelt und fand nach und nach mehr Anerkennung (vgl. Höfer 2010, S. 51).

Die Bindungstheorie befasst sich mit den Einflüssen und Auswirkungen früher Bindungserfahrungen auf die weitere sozio-emotionale Entwicklung (vgl. Brisch 2018, S. 35; vgl. Grossmann/Grossmann 2017, S. 32). Bindung ist definiert als ein „gefühlsmäßige[s] Band“ (Ainsworth/Bell/Stayton 1974/2017, S. 243) zwischen zwei Personen, „das sie räumlich verbindet und das zeitlich andauert“ (Ainsworth/Bell/Stayton 1974/2017, S. 243). Es handelt sich demnach um emotionale, affektive, längerfristige Beziehungen zu bestimmten Personen (vgl. Lengning/Lüpschen 2012, S. 11).

Bindungen dienen dem Grundbedürfnis nach Schutz und Sicherheit und haben somit Überlebensfunktionen (vgl. Grossmann/Grossmann 2017, S. 40; vgl. Bowlby 2015, S. 20). Es gehört zu den Eigenschaften des Menschen, Bindungen zu anderen Personen einzugehen (vgl. Bowlby 1987/2017, S. 22). Meist bindet sich eine ‚schwächere‘ Person an eine ‚stärkere‘ Person, mit der sie häufig interagiert und von der sie Schutz und Fürsorge erwartet (vgl. Grossmann/Grossmann 2017, S. 71; vgl. Bowlby 2015, S. 21). Diese bestimmten Personen werden als Bindungspersonen bezeichnet. Eine (abrupte) Trennung von der Bindungsperson kann, gerade bei Kleinkindern, zunächst zu Protest sowie Angst und anschließend zu Trauer und Verzweiflung sowie zu massiven psychischen Belastungen führen (vgl. Bowlby 2006c, S. 22ff.; vgl. Grossmann/Grossmann 2017, S. 72ff.; vgl. Bowlby 1987/2017, S. 22).

Nach Bowlby bilden Kinder eine Hierarchie von Bindungspersonen (vgl. Bowlby 2006b, S. 291f.). Die Hauptbindungsperson ist meist die Person, die am meisten mit dem Kind interagiert (vgl. Ainsworth/Bell/Stayton 1974/2017, S. 246). Dabei kommt es nicht auf die Qualität des Verhaltens an, Kinder binden sich bedingungslos an die Personen, mit denen sie am meisten interagieren (vgl. Jungbauer 2017, S. 59). In den meisten Fällen ist dies die Mutter (vgl. Bowlby 2006b, S. 292). Da Menschen jedoch in weiteren sozialen Bezügen aufwachsen, kann es weitere Bindungspersonen geben, z.B. Vater, Geschwister oder sonstige alternative Bindungspersonen. Da Bindung „nicht biologisch, sondern weitgehend psychologisch und sozial bedingt“ (Jungbauer 2017, S. 57) ist, kann grundsätzlich jede Person, „die sich langfristig um seine körperlichen und seelischen Bedürfnisse kümmert“ (Jungbauer 2017, S. 57) eine Bindungsperson werden. Wichtig für das Fungieren als Bindungsperson ist, dass diese die physische und emotionale Versorgung zumindest teilweise übernimmt, dass sie kontinuierlich im Leben präsent ist und dass eine emotionale Nähe hergestellt bzw. zugelassen wird (vgl. Howes 1999, S. 673f.).

Die Beziehung zwischen zwei Personen lässt sich als Bindungsbeziehung bezeichnen, wenn die Komponente der Bindung vorhanden ist. Dies äußert sich dadurch, dass die Nähe der Bindungsperson aufgesucht wird, wenn Schutz, Sicherheit oder Fürsorge gebraucht wird (vgl. Ainsworth 1990/2017, S. 381f.; vgl. Bowlby 2014, S. 91). Die Verhaltensweisen, die das Suchen oder die Aufrechterhaltung der Nähe zur Bindungsperson zum Ziel haben, werden als Bindungsverhalten bezeichnet (vgl. Bowlby 2006a, S. 45; vgl. Bowlby 2014, S. 159f.). Aktiviert wird das Bindungssystem bei Verunsicherung, Überforderung, Angst, Stress, Schmerzen, Trauer, Krankheit oder sonstigen negativen Gefühlen (vgl. Lening/Lüpschen 2012, S. 12; vgl. Zimmermann/Iwanski 2014, S. 13). Bindungsverhalten ist nicht auf die Kindheit beschränkt, sondern setzt sich bis in das Erwachsenenalter fort (vgl. Bowlby 2014, S. 160; vgl. Bowlby 2006a, S. 46). Die jeweiligen Verhaltensweisen hängen vom Entwicklungsstand, der Bedrohlichkeit der Situation und auch von den Erfahrungen mit den Bindungspersonen ab (vgl. Bowlby 1987/2017, S. 23).

Komplementär zum Bindungsverhalten ist das sogenannte Fürsorge- oder Pflegeverhalten der Bindungspersonen (vgl. Bowlby 2015, S. 23; vgl. Bowlby 2006a, S. 46). Das Fürsorgeverhalten der Bindungspersonen hat die Aufgabe, das Bindungssystem zu deaktivieren (vgl. Bowlby 2018, S. 4). Fürsorgeverhalten bezeichnet demnach Verhaltensweisen, die Schutz, Trost oder Hilfe bieten oder sonstige

Verhaltensweisen, die der Emotionsregulation beitragen und das Gefühl von Schutz und Sicherheit vermitteln (vgl. Bowlby 2018, S. 4; vgl. Bowlby 1987/2017, S. 24).

Das Fürsorgeverhalten kann verschiedene Qualitäten aufweisen und sich so auf die Bindungsqualität auswirken (vgl. Jungbauer 2017, S. 63). Ainsworth, Bell und Stayton stellten für die Qualität des Fürsorgeverhaltens die Feinfühligkeit der Bindungspersonen als Schlüsselvariable heraus (vgl. Ainsworth/Bell/Stayton 1974/2017, S. 250ff.).

Nach Ainsworth besteht die Feinfühligkeit aus vier Komponenten. Zunächst müssen die kindlichen Signale wahrgenommen werden, wofür die Bindungsperson im Wahrnehmungsbereich des Kindes zugänglich und verfügbar sein muss. Dann müssen die wahrgenommenen Signale richtig interpretiert werden. Dafür muss die Bindungsperson Empathiefähigkeit besitzen, um sich in die Lage des Kindes hineinzuversetzen und dessen Signale verzerrungsfrei interpretieren zu können. Anschließend muss eine angemessene Antwort folgen. Diese muss auf die Situation und den Entwicklungsstand des Kindes angepasst sein (vgl. Ainsworth 1974/2017, S. 414ff.). Die Bindungsperson muss dem Kind so viel Sicherheit geben, wie „es wirklich nötig hat, also nicht zu viel und nicht zu wenig“ (Schleiffer 2015, S. 34). Zudem muss die Reaktion auf die kindlichen Signale prompt erfolgen, damit das Kind die Reaktion auf die eigenen Signale zurückführen und sich als selbstwirksam wahrnehmen kann (vgl. Ainsworth 1974/2017, S. 417).

Aufgrund des Verhaltens der Bindungsperson und dessen Feinfühligkeit, aber auch aufgrund des Temperamentes des Kindes, entwickeln Kinder verschiedene Bindungsqualitäten, die sich in ihrem Verhalten widerspiegeln (vgl. Lengening/Lüpschen 2012, S. 24). Das klassische Messinstrument zur Erfassung des unterschiedlichen Bindungsverhaltens in der Kindheit ist der von Ainsworth entwickelte Fremde-Situations-Test. Dabei kommt das Kind mit einer Bindungsperson in eine fremde Situation mit einer unbekanntem Person. Dann verlässt die Bindungsperson den Raum. Anschließend kommt die Bindungsperson zurück in den Raum. Anhand der Reaktionen des Kindes bei Trennung und Wiederkehr der Bindungsperson werden verschiedene Bindungsverhaltensmuster unterschieden (vgl. Ainsworth et al. 1978/2015, S. 32ff.; siehe auch Ainsworth/Bell 1970/2017, S. 150ff.). Man unterscheidet sichere, unsicher-ambivalente und unsicher-vermeidende Bindungsverhaltensmuster, welche organisierte Verhaltensmuster darstellen. Neben diesen organisierten lässt sich auch ein desorganisiertes

Bindungsverhaltensmuster beschreiben, bei dem keine einheitliche Strategie im Verhalten verfolgt wird (vgl. Nowacki 2007, S. 14f.).

Aus Bindungserfahrungen mit den Bindungspersonen entwickeln sich nach und nach Bindungsrepräsentationen, welche im sogenannten inneren Arbeitsmodell internalisiert werden (vgl. Grossmann/Grossmann 2017, S. 447). Bindungsrepräsentationen sind „bindungsrelevante[...] Erinnerungen und Bewertungen der Erfahrungen mit den Bindungspersonen“ (Grossmann/Grossmann 2017, S. 76).

Bereits im Säuglingsalter werden aufgrund der Erfahrungen mit den Bindungspersonen einfache Erwartungen gebildet, ob die Bindungsperson verfügbar ist und ob sie für Entspannung sorgen kann oder nicht (vgl. Grossmann/Grossmann 2017, S. 82). Aus diesen einfachen Erwartungen werden später durch wiederholte Erfahrungen generelle Erwartungsstrukturen, die inneren Arbeitsmodelle, gebildet (vgl. Grossmann/Grossmann 2017, S. 447).

Innere Arbeitsmodelle entstehen somit durch reale Erfahrungen, die die Person in der Interaktion mit den Bindungspersonen macht (vgl. Ainsworth 1990/2017, S. 382). Diese mentalen Strukturen (vgl. Zimmermann/Becker-Stoll/Mohr 2016, S. 252) sind kein objektives Bild der Interaktionen, sondern „aktive Konstruktionen“ (Hochflizer 2008, S. 31) der Personen von ihren Bindungspersonen und von sich selbst (vgl. Bowlby 2015, S. 23). Die individuellen Verhaltensweisen der Bindungsperson, wie diese auf geäußerte Bindungswünsche voraussichtlich reagieren wird, werden verinnerlicht. Daraus resultiert auch das Selbstbild (vgl. Bowlby 2018, S. 105; vgl. Grossmann/Grossmann 2017, S. 76). Verhält sich die Bindungsperson feinfühlig, wird die Person wahrscheinlich ein Selbstbild von sich als eine liebenswerte Person entwickeln, denn als solche hat man es verdient, Hilfe und Unterstützung zu bekommen, wenn man sie braucht (vgl. Grossmann/Grossmann 2017, S. 82).

Da Interaktionserfahrungen mit zwei Bindungspersonen unterschiedlich sein können, wird für jede Bindungsperson zunächst ein eigenes Arbeitsmodell entwickelt. Im Laufe der Entwicklung werden die verschiedenen Arbeitsmodelle in ein generalisiertes Arbeitsmodell integriert. Dabei haben die Arbeitsmodelle entsprechend der Hierarchie der Bindungspersonen unterschiedlich starken Einfluss (vgl. Ainsworth 1990/2017, S. 382; vgl. Gahleitner 2017, S. 85; vgl. Nowacki 2007, S. 12f.).

Um die Funktion der inneren Arbeitsmodelle zu erklären, ist es sinnvoll sich den Begriff genauer anzuschauen. Inneres Arbeitsmodell (internal working model) meint ein arbeitendes Modell, welches mental, also innerlich, in Betrieb gesetzt

werden kann (vgl. Bretherton 2016, S. 66). Die Funktion der inneren Arbeitsmodelle „besteht darin, Ereignisse in der Realität zu simulieren, wodurch dann das Individuum in die vorteilhafte Lage versetzt wird, sein Verhalten einsichtig und vorausschauend zu planen“ (Bowlby 2015, S. 23). Der Mensch lässt also die Repräsentationen „mental ablaufen [...], um sich Vorstellungen von zukünftigen Ereignissen oder Interaktionen zu machen und sie auf ihren eventuellen Ausgang hin zu bewerten“ (Bretherton 2016, S. 67). Innere Arbeitsmodelle dienen demnach der Verhaltenssteuerung in sozialen Situationen (vgl. Lengning/Lüpschen 2012, S. 30; vgl. Jungbauer 2017, S. 65).

Da die Bindungsrepräsentationen und inneren Arbeitsmodelle auf Bindungserfahrungen beruhen, die je nach Verhalten der Bindungsperson unterschiedlich sein können, weisen auch die Bindungsrepräsentationen im Jugend- und Erwachsenenalter unterschiedliche Qualitäten auf (vgl. Schleiffer 2014, S. 51).

Personen, die feinfühlig Bindungspersonen hatten bzw. haben und dadurch sichere Bindungsrepräsentationen entwickeln konnten, erwarten demnach entsprechend feinfühliges Verhalten auch in anderen bindungsrelevanten Situationen. Sie sind demnach generell optimistischer, was die Befriedigung ihrer Bindungswünsche angeht. Bei Personen mit unsicheren Bindungsrepräsentationen ist dies genau das Gegenteil, sie sind eher skeptisch der Umwelt gegenüber (vgl. Bretherton 2016, S. 68; vgl. Jungbauer 2017, S. 65).

Um die verschiedenen Qualitäten von Bindungsrepräsentationen zu messen, haben George, Kaplan und Main das ‚Adult Attachment Interview‘ (AAI, Erwachsenenbindungsinterview) entwickelt, welches auf die Erinnerungen an die in der Kindheit erlebten Bindungserfahrungen und deren Bewertungen abzielt. Mithilfe einer spezifischen linguistischen Analyse werden die verschiedenen Bindungsrepräsentationen unterschieden, wobei ein Hauptkriterium die Kohärenz ist (vgl. Schleiffer 2014, S. 50f.; vgl. Brisch 2018, S. 63). Im Jugend- und Erwachsenenalter werden sicher-autonome, unsicher-distanzierte, unsicher-präokkupierte sowie unverarbeitungste Bindungsrepräsentationen unterschieden (vgl. Schleiffer 2014, S. 51).

Eine sicher-autonome Bindungsrepräsentation entsteht entweder aus zuverlässigen sicheren Bindungserfahrungen in der Kindheit oder aus der Verarbeitung negativer Bindungserfahrungen (earned secure). Für die Person werden Bindungen als wichtig für die eigene Persönlichkeitsentwicklung erachtet (vgl. Fremmer-Bombik 2015, S. 114; vgl. Ziegenhain 2016, S. 152f.).

Eine unsicher-präokkupierte Bindungsrepräsentation zeigt „sich durch Verstricktheit in frühe Beziehungen“ (Fremmer-Bombik 2015, S. 115). Personen mit unsicher-präokkupierter Bindungsrepräsentation scheinen in ihren Erinnerungen gefangen zu sein. Sie können sich dabei passiv, ärgerlich oder ängstlich gegenüber den Bindungspersonen äußern (vgl. Gomille 2016, S. 203ff.; vgl. Fremmer-Bombik 2015, S. 115).

Personen mit unsicher-distanzierten Bindungsrepräsentationen äußern sich gegenüber Bindungsbeziehungen sehr distanziert und vermeiden es, sich an unangenehme Kindheitserfahrungen zu erinnern. Sie halten sich für unabhängige und starke Personen, denen Beziehungen zu anderen nichts oder wenig bedeuten. Frühere Bindungen zu den Eltern werden entweder idealisiert, ohne dass dies durch konkrete Erfahrungen belegt werden kann, oder abgewertet (vgl. Gloger-Tippelt 2016, S. 174; vgl. Fremmer-Bombik 2015, S. 116).

Unverarbeitete Bindungsrepräsentationen zeichnen sich durch die Nicht-Verarbeitung traumatischer Erlebnisse in der Kindheit, wie z.B. der Tod einer wichtigen Bezugsperson oder Misshandlungserfahrungen durch diese, aus. Es bestehen Desorganisationen im Denken, Verhalten oder sprachlichen Diskurs (vgl. Hauser 2016, S. 229).

Es sei anzumerken, dass eine unsichere Bindung keine Bindungsstörung im Sinne des ICD 10 (reaktive Bindungsstörung & Bindungsstörung mit Enthemmung) ist. Eine unsichere Bindung ist lediglich ein Risikofaktor für die Entwicklung einer Bindungsstörung (vgl. Spangler 2016, S. 284; vgl. Lengning/Lüpschen 2012, S. 72).

Warum aber ist es wichtig, dass Kinder und Jugendliche sichere Bindungsmuster bzw. -repräsentationen entwickeln? Dies wird im nächsten Kapitel behandelt. Damit lässt sich auch die Fragestellung dieser Arbeit begründen: Warum ist es überhaupt von Bedeutung, dass Betreuerinnen und Betreuer in ihrer Funktion als Bindungspersonen untersucht werden?

1.1.2 Bedeutung einer sicheren Bindung

Kinder, deren Bindungspersonen feinfühliges Verhalten ihnen gegenüber zeigen, werden wahrscheinlich ein sicheres Bindungsmuster entwickeln. Die Bindungspersonen stellen dann eine sichere Basis dar, welche in Situationen der emotionalen Belastung Hilfe, Schutz und Sicherheit bietet (vgl. Bowlby 2018, S. 9). Von dieser sicheren Basis aus können die Kinder ihre Umwelt erkunden (vgl. Bowlby 2015, S.

21). Dieses Explorationsverhalten steht mit dem Bindungsverhalten in wechselseitiger Beziehung. Fühlt sich das Kind sicher, wird es sich von seiner sicheren Basis entfernen, seine Umwelt erkunden, mit anderen Kindern spielen etc. Wird das Kind ängstlich, müde, unsicher oder fühlt sich belastet, wird das Explorationsverhalten verringert und vermehrt Bindungsverhalten gezeigt, um durch die Bindungsperson beruhigt zu werden (vgl. Bowlby 2015, S. 21; vgl. Bowlby 1975, S. 198). Die Dauer und Entfernung der Explorationen dehnen sich mit fortschreitendem Alter immer weiter aus. Mit etwa zweieinhalb Jahren sind es wenige Stunden, mit Anfang der Adoleszenz Wochen oder Monate. Voraussetzung dafür ist immer eine Bindungsperson, welche als sichere Basis empfunden wird (vgl. Bowlby 2018, S. 99).

Im Jugendalter wird eine sichere Bindungsrepräsentation bedeutsam für eine gelingende Autonomieentwicklung (vgl. Zimmermann/Iwanski 2014, S. 15). Diese ist dadurch gekennzeichnet, „dass auf der Grundlage emotionaler Verbundenheit eigene Wertvorstellungen und Meinungen entwickelt“ (Becker-Stoll 2002, S. 201) werden. Somit ist auch im Jugendalter eine sichere Basis wichtig, um Explorationen hin zu Autonomie und Selbstbestimmung erfolgreich bewältigen zu können (vgl. Grossmann/Grossmann 2017, S. 497).

Während in der Kindheit eine sichere Bindung Voraussetzung für eine gelingende Balance zwischen Bindung und Exploration ist, so ist im Jugendalter eine sichere Bindung Voraussetzung für eine gesunde Balance zwischen Verbundenheit und Autonomie (vgl. Ziegenhain 2016, S. 151; vgl. Zimmermann/Becker-Stoll/Mohr 2016, S. 253).

Insgesamt ist eine sichere Bindung „eine wichtige Grundlage für eine gesunde psychische Entwicklung“ (Nowacki/Remiorz 2018, S. 66). Sicher gebundene Kinder sind im Vergleich zu unsicher gebundenen Kindern neugieriger, haben mehr Freude an neuen Aufgaben, lernen besser, lösen Probleme erfolgreicher und haben mehr Kontakt zu anderen Kindern (vgl. Jungbauer 2017, S. 65; vgl. Schleiffer 2014, S. 55). Jugendliche mit einer sicheren Basis haben meist einen stabileren Freundeskreis, sind selbstsicherer und sozial kompetenter als Jugendliche mit unsicherer Bindungsrepräsentation. Zudem weisen sie eine hohe Ich-Flexibilität und eine klare Identität auf sowie weniger Feindseligkeiten, Ängstlichkeit und Hilflosigkeit als unsicher gebundene Jugendliche (vgl. Jungbauer 2017, S. 65; vgl. Zimmermann 2015, S. 209).

Eine sichere Bindung ist eine „wichtige Ressource im Umgang mit Belastungen und kritischen Lebensereignissen“ (Jungbauer 2017, S. 65) sowie eine

bedeutsame Grundlage „für die Entwicklung effektiver Bewältigungsstrategien und einer optimistischen Grundhaltung“ (Jungbauer 2017, S. 65). Es ist demnach sehr wichtig, dass Kinder und Jugendliche mindestens eine Bezugsperson haben, die für sie eine sichere Basis darstellt (vgl. Höfer 2010, S. 120).

Es sei anzumerken, dass eine unsichere Bindung nicht zwangsläufig zu einer problematischen Entwicklung führt, sie ist jedoch ein Risikofaktor (vgl. Jungbauer 2017, S. 65).

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass eine sichere Bindung ein wichtiger Faktor für eine gesunde sozio-emotionale Entwicklung ist, unabhängig ob es sich um die Kindheit oder das Jugendalter handelt. Die Möglichkeiten, Einfluss auf die Bindungsrepräsentationen zu nehmen, werden im Folgenden näher betrachtet.

1.1.3 Stabilität und Veränderungen von Bindungsrepräsentationen

Die Bindungsrepräsentationen bzw. inneren Arbeitsmodelle werden täglich angewandt, „ihr Einfluß [sic!] auf Denken, Fühlen und Handeln zur Routine“ (Bowlby 2015, S. 23) und ihr Wirken dadurch unbewusst (vgl. Bowlby 2015, S. 23).

Aufgrund seiner Bindungsrepräsentationen tritt man mit bestimmten Erwartungen in Interaktionen und das Verhalten des Interaktionspartners wird entsprechend interpretiert. Durch das eigene Auftreten, welches unbewusst vom inneren Arbeitsmodell gesteuert wird, kann auch das Verhalten der Interaktionspartner beeinflusst werden (vgl. Ainsworth 1990/2017, S. 383; vgl. Bowlby 2015, S. 23ff.; vgl. Steele 2005, S. 126). Nach Bowlby (2015, S. 26) „entstehen selbst perpetuierende Prozesse“, welche die bestehenden Bindungsrepräsentationen bestätigen. Ainsworth spricht von einem Wirken wie „self-fulfilling Prophecies“ (Ainsworth 1990/2017, S. 383). Demnach neigen innere Arbeitsmodelle zu Stabilität und Veränderungen scheinen eher schwierig (vgl. Fremmer-Bombik 2015, S. 110ff.; vgl. Hochflizer 2008, S. 32).

Bowlby benennt die „Jahre der Unreife – Säuglingszeit, Kindheit und Adoleszenz“ (Bowlby 2006a, S. 47) in denen sich Erfahrungen auf die Bindungsrepräsentation auswirken. Wie bereits beschrieben, sind innere Arbeitsmodelle aktive Konstruktionen, „die im Prinzip jederzeit neu strukturiert werden können“ (Fremmer-Bombik 2015, S. 110). Demnach sind auch im Jugendalter noch Veränderungen möglich (vgl. Zimmermann 2015, S. 216).

Es gibt einige Längsschnittstudien, die sich mit der Kontinuität der Bindungsqualität in der frühen Kindheit bis zum Jugendalter beschäftigt haben. Hier in Deutschland seien besonders die Bielefelder und Regensburger Längsschnittstudien zu nennen (vgl. Grossmann/Grossmann 2017, S. 91ff.; vgl. Spangler/Grossmann 2015, S. 50ff.; vgl. Zimmermann et al. 2000, S. 99ff.). Sie kamen zu dem Ergebnis, dass die Bindungsqualität, welche in der frühen Kindheit mit dem Fremde-Situations-Test erfasst wurde, sehr häufig auch noch im sechsten Lebensjahr besteht (vgl. Spangler/Grossmann 2015, S. 59). Jedoch konnte kein Zusammenhang zwischen dem Bindungsverhaltensmuster in der frühen Kindheit und der Bindungsrepräsentation (gemessen mit dem AAI) im Jugendalter festgestellt werden (vgl. Grossmann/Grossmann 2017, S. 549; vgl. Zimmermann et al. 2000, S. 99ff.). Dies bedeutet wiederum, dass Veränderungen des inneren Arbeitsmodells durchaus möglich sind. Es stellte sich heraus, dass besonders kritische Lebensereignisse Einfluss auf die Bindungsrepräsentationen haben (vgl. Spangler/Grossmann 2015, S. 60; vgl. Zimmermann et al. 2000, S. 113).

Insbesondere Erlebnisse, die einschneidend und intensiv erlebt werden, können Veränderungen hervorrufen. Diese Modifizierungen können in Richtung einer sicheren oder unsicheren Bindung gehen. Einerseits können beispielsweise durch Trennung, Scheidung, Verlust oder Depressionen der Bindungsperson, die Verfügbarkeit und Feinfühligkeit eingeschränkt sein, was sich negativ auf die Bindungsqualität auswirkt. Andererseits kann sich die Bindungsperson durch einen Unfall oder schwere Krankheit des Kindes oder Jugendlichen ihm gegenüber feinfühlicher verhalten und so die Bindungsqualität positiv modifizieren (vgl. Bowlby 1975, S. 317; vgl. Grossmann/Grossmann 2017, S. 457; vgl. Zimmermann et al. 2000, S. 113).

Ändern sich die Bindungserfahrungen stark und können nicht in das bestehende innere Arbeitsmodell integriert werden, wird dieses dementsprechend angepasst (vgl. Steele 2005, S. 125; vgl. Ainsworth 1990/2017, S. 383).

Ein weiterer Aspekt, Bindungsrepräsentationen zu beeinflussen, bezieht sich auf den fortgeschrittenen kognitiven Entwicklungsstand in der Jugendphase. In der Kindheit können Veränderungen vor allem unbewusst durch konkrete Erfahrungen mit den Bindungspersonen ausgelöst werden (vgl. Fremmer-Bombik 2015, S. 112f.). In der Jugendphase, in welcher nach Piaget die Phase der formalen Operation erreicht ist, besteht die Möglichkeit „über Gedanken nachzudenken“ (Fremmer-Bombik 2015, S. 112). Somit können die Bindungsrepräsentationen bewusst

verändert werden, da die Jugendlichen in der Lage sind, die „Funktionsweise [d. V.: des Bindungssystems] quasi von außen zu betrachten“ (Fremmer-Bombik 2015, S. 113). Es besteht die Möglichkeit, die Erfahrungen mit den Bindungspersonen und deren Bewertung zu überprüfen und zu reflektieren. So können beispielsweise negative Bindungserfahrungen vor einem anderen Hintergrund bewertet werden. Beispielsweise, dass Bindungspersonen auch Personen mit Eigenheiten und Fehlern sind, und negative Bindungserfahrungen somit nicht als persönliche Ablehnung gewertet werden. Diese erarbeitete sichere Bindungsrepräsentation wird auch als earned-secure oder reflexiv-sichere Bindungsrepräsentation bezeichnet. Hierfür ist es sinnvoll, die Bindungspersonen nicht zu idealisieren und nicht abzuwerten, sondern realistisch einzuordnen (vgl. Zimmermann/Becker-Stoll/Mohr 2016, S. 265; vgl. Fremmer-Bombik 2017, S. 57f.).

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass auch die Jugendphase, besonders durch die Möglichkeit der Selbstreflexion in Bezug auf die Gedanken, eine Phase ist, in der die Bindungsrepräsentationen modifiziert werden können.

1.1.4 Bindung im Jugendalter

Da der Fokus dieser Arbeit auf Kindern und Jugendlichen in der Heimerziehung liegt und diese meist erst ab dem neunten Lebensjahr dort untergebracht sind (vgl. Höfer 2010, S. 41; vgl. Unzner 2009, S. 318), werden in diesem Kapitel die bindungstheoretischen Aspekte in Bezug auf diese Altersgruppe hervorgehoben.

Als zentrale Entwicklungsaufgaben des Jugendalters werden die Ablösung von den Eltern sowie die Identitäts- und Autonomieentwicklung gesehen. Diese Entwicklungsaufgaben scheinen auf den ersten Blick im Widerspruch zur Bindungstheorie zu stehen (vgl. Zimmermann/Iwanski 2014, S. 12ff.; vgl. Schleiffer 2014, S. 60f.).

Bowlby betont jedoch, dass Bindung und Bindungsverhalten „von der Wiege bis zum Grab“ (Bowlby 1987/2017, S. 23) für den Menschen von Bedeutung sind. Auch wenn die Jugendlichen selbst die Bindung zu den Eltern oder alternativen Bindungspersonen zu leugnen versuchen, so ist dennoch belegt, dass auch im Jugendalter die Bindung zu den Bindungspersonen von großer Bedeutung ist (vgl. Bowlby 2018, S. 98; vgl. Schleiffer 2014, S. 60f.).

Ein entscheidender Unterschied zwischen der Bindung in der Kindheit und der im Jugendalter liegt im Bindungsverhalten (vgl. Bowlby 1987/2017, S. 23).

Bei Kindern im Alter bis zu fünf Jahren ist das Bindungssystem leicht zu aktivieren. Zudem ist es gut zu beobachten, da Kinder in diesem Alter die direkte körperliche Nähe zur Bindungsperson suchen, um das Bindungssystem zu deaktivieren. In den darauffolgenden zehn Jahren wird die direkte körperliche Verfügbarkeit der Bindungspersonen immer weniger bedeutsam. Anstelle dessen wird die Kommunikation über emotionale Belastungen bedeutsamer und häufiger beobachtbar. Das Bindungsverhalten verschiebt sich demnach von gut beobachtbaren, eher non-verbalen Verhaltensweisen hin zu verbaler, offener Kommunikation über negative Gefühle, emotionale Belastungen und Schwierigkeiten (vgl. Zimmermann/Becker-Stoll/Mohr 2016, S. 251f.). Der Grad der Nähe zur Bindungsperson verschiebt sich von direkter körperlicher hin zu psychischer Nähe (vgl. Grossmann/Grossmann 2017, S. 514). Zudem sind mit fortschreitendem Alter die Reaktionen und Verhaltensweisen der Bindungspersonen im inneren Arbeitsmodell gefestigt, welches dann in vielen Situationen die Verhaltenssteuerung bei emotionaler Belastung übernimmt. Durch die inneren Arbeitsmodelle wird demnach das Bindungssystem nicht mehr so leicht aktiviert wie in der Kindheit. Aufgrund fortschreitender Bewältigungsstrategien sind Situationen, die Kleinkinder in ihrer Emotionsregulation überfordern, für Jugendliche keine Belastung mehr, wodurch das Bindungssystem bei Letzteren nicht aktiviert wird (vgl. Zimmermann/Becker-Stoll/Mohr 2016, S. 251f.; vgl. Zimmermann 2015, S. 206).

Eine weitere Besonderheit des Jugendalters ist das Hinzukommen weiterer Bindungspersonen (vgl. Bowlby 2015, S. 21). Gerade in der Phase der Ablösung und Autonomieentwicklung gewinnen neue Bindungspersonen wie Freunde, Partner oder auch andere Erwachsene als Bindungspersonen an Bedeutung, auch wenn die Bindungen der frühen Kindheit meist lebenslang bestehen bleiben (vgl. Bowlby 2015, S. 21; vgl. Grossmann/Grossmann 2017, S. 514). Falls eine sichere Bindung zu diesen besteht, können sie die Bindungsrepräsentationen der Jugendlichen positiv beeinflussen, was als korrigierende Bindungserfahrungen bezeichnet wird (vgl. Höfer 2010, S. 134).

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass im Jugendalter die Bedeutung der Bindungspersonen nicht vermindert wird. Lediglich die Bindungsverhaltensweisen verändern sich aufgrund des Entwicklungsstandes und sind seltener auslösbar. Zudem besteht die Möglichkeit, durch das Hinzukommen von neuen Bindungspersonen, die Bindungsrepräsentation (positiv aber auch negativ) durch diese zu modifizieren.

1.2 Familie

In den meisten Fällen befinden sich die Hauptbindungspersonen innerhalb der Familie (vgl. Bowlby 2006b, S. 292). Familie ist der zentrale Ort, an dem Erziehung und Unterstützung geboten werden (vgl. Böllert/Peter 2014, S. 121f.). Der derzeitige soziale Wandel in der Gesellschaft wirkt sich auch auf das Familienleben aus und stellt besondere Herausforderungen an die Familien (vgl. Schier/Jurczyk 2007, S. 10ff.). In diesem zweiten Teil der Theorie wird dazu zunächst der Begriff Familie definiert und deren Aufgabe dargestellt. Anschließend wird der Wandel der Familie näher beleuchtet und in einem weiteren Schritt die Schwierigkeiten und Herausforderungen erläutert.

1.2.1 Definition und Aufgaben von Familie

Familie existiert weltweit in allen Kulturen und Epochen, jedoch ist sie je nach Kultur und Zeit unterschiedlich (vgl. Jurczyk 2014, S. 50). Nach Gerlach wird Familie definiert als eine „historisch bedingte Sozialform“ (Gerlach 2010, S. 41), „die je nach zeitlicher Epoche unterschiedlichen Strukturen, Funktionen und Rolleninhalten unterliegt und sich im Kontext des sozialen Wandels von Gesellschaften als variable Institution“ (Träger 2009, S. 18) zeigt. Demnach sind Merkmale von Familie die Beständigkeit sowie die Wandlungsfähigkeit (vgl. Jurczyk 2014, S. 50). Daher gibt es keine verbindliche Definition von Familie. Es lassen sich jedoch Merkmale und Funktionen angeben, die nahezu stabil existieren (vgl. Schleiffer 2015, S. 59).

Als Grundfunktionen von Familie zählen die Reproduktions-, die Sozialisations-, die Haushalts- sowie die Regenerationsfunktion (vgl. Träger 2009, S. 18). Erstere meint die Sicherung des Bestehens einer Gesellschaft durch das Zeugen von Nachwuchs. Zudem sollten Kinder von ihrer Familie versorgt und in ihrer Entwicklung unterstützt werden (vgl. Gerlach 2010, S. 42f.; vgl. Dienel 2002, S. 22). Zweite umfasst die Vermittlung von Basiskompetenzen sowie von Normen und Werten (vgl. Böllert/Peter 2014, S. 121; vgl. Remiorz/Nowacki 2018, S. 61). Die Haushaltsfunktion umfasst „gemeinsames Wirtschaften in einem Haushalt“ (Dienel 2002, S. 22). Dieses meint den Konsum und die Versorgung mit Haushaltsgütern und -dienstleistungen (vgl. Träger 2009, S. 18). Die Regenerationsfunktion beinhaltet „die physische und psychische Regeneration von Familienmitgliedern“ (Gerlach 2010, S. 43), welche Leistungen zur Erholung und Gesunderhaltung meint (vgl. Dienel 2002, S. 22).

Zu den Merkmalen der Familie gehört die Generationsdifferenzierung. Dies bedeutet, dass in einer Familie Mitglieder mindestens zweier Generationen leben, wobei mindestens ein Mitglied der älteren Generation die soziale Elternrolle übernimmt. Die biologische Abstammung ist nicht erforderlich. Zwischen den einzelnen Mitgliedern besteht ein besonderes Kooperations- und Solidaritätsverhältnis. Familienbeziehungen sind also affektiv und nicht indifferent. Zudem sind es langandauernde, persönliche Beziehungen, wobei ein Mitglied nicht einfach ersetzt werden kann (vgl. Schleiffer 2015, S. 59f.; vgl. Nave-Herz 2012, S. 39).

Neben diesen Funktionen und Merkmalen ist es, wie in Kapitel 1.1 erläutert, wichtig, dass Eltern als sichere Basis fungieren (vgl. Bowlby 2018, S. 10): „Zwei Dinge sollten Kinder von ihren Eltern bekommen: Wurzeln und Flügel“ (Goethe zit. nach Lengning/Lüpschen 2012, S. 7). Von den Eltern (oder anderen Bindungspersonen) soll Schutz und Sicherheit ausgehen, sodass sie eine sichere Basis für Kinder darstellen (Wurzeln). Von dieser sicheren Basis aus fühlen sich die Kinder sicher genug, die Umwelt zu erkunden (Flügel), mit der Gewissheit jederzeit zur sicheren Basis zurückkehren zu können (vgl. Lengning/Lüpschen 2012, S. 7).

Die besondere Leistung der Familie ist demnach das Bereitstellen einer Bindungsbeziehung (vgl. Schleiffer 2014, S. 82). Zudem bietet die Familie emotionalen Rückhalt und vielfältige Unterstützung (vgl. Böllert/Peter 2014, S. 121; vgl. Remiorz/Nowacki 2018, S. 61).

1.2.2 Wandel vom traditionellen Familienbild hin zu ‚Doing Family‘

In Deutschland festigte sich in den Jahren der Nachkriegszeit das traditionelle Bild der Familie: ein verheiratetes Ehepaar, welches mit seinen eigenen Kindern in einem Haushalt lebt (vgl. Schier/Jurczyk 2007, S. 12). Es gab eine klare geschlechtsspezifische Rollenverteilung: Der Mann hatte die Rolle des Ernährers und die Frau die der Mutter und Hausfrau (vgl. Schier/Jurczyk 2007, S. 12; vgl. Nave-Herz 2015, S. 14).

Seit den 1960er Jahren ist ein sozialer und ökonomischer Wandel zu beobachten, welcher sich auch auf die Familienstruktur auswirkt (vgl. Schier/Jurczyk 2007, S. 10ff.). Im Folgenden werden die Aspekte des Wandels kurz dargestellt.

Zunächst sei die Entgrenzung der Erwerbsarbeit zu nennen. Im Zuge der Industrialisierung festigte sich ein klares Verhältnis zwischen Arbeit und Familie. Es herrschten überwiegend klare, geregelte Arbeitszeiten und die Arbeit fand

hauptsächlich in dafür vorgesehenen Räumen statt. Dieses ‚Normalarbeitsverhältnis‘ hat sich im Zuge des Wandels verändert. Die klaren Grenzen zwischen Beruf und Familie werden durchlässiger (vgl. Schier/Jurczyk 2007, S. 12; vgl. Jurczyk 2014, S. 53). Ursachen dafür sind vielfältig: Normalarbeitsverhältnisse werden durch atypische Beschäftigungsverhältnisse abgelöst. Die Arbeitszeiten werden immer flexibler und unregelmäßiger, es gibt mehr Schicht- und Wochenenddienste sowie Vertrauensarbeitszeiten. Durch Informations- und Kommunikationstechnologien wird der ‚Raum‘ der Arbeit flexibler, was zu zunehmender Mobilität der Arbeitnehmer führt (Pendlerinnen und Pendler) (vgl. Schier/Jurczyk 2007, S. 12). Zudem werden die klaren Rollenzuweisungen aufgrund des Geschlechts fragiler, da immer mehr Frauen erwerbstätig sind (vgl. Jurczyk 2014, S. 53; vgl. Träger 2009, S. 27). All dies führt zu einer räumlichen und zeitlichen Entgrenzung von Arbeit und somit auch zu veränderten Bedingungen im Familienalltag (vgl. Schier/Jurczyk 2007, S. 13). Familien stehen vor der Herausforderung, die Erwerbsarbeit und das Familienleben miteinander zu koordinieren (vgl. Schier/Jurczyk 2007, S. 13).

Ein weiterer Aspekt des Wandels ist die Enttraditionalisierung. Zuvor bestehende Regeln und Werte werden hinterfragt und reflektiert (vgl. Jurczyk 2014, S. 53). Somit ist auch „die Gründung einer eigenen Familie nicht mehr der einzig denkbare Lebensentwurf“ (Jurczyk 2014, S. 53). Hinzu kommt die zunehmende Individualisierung, die zur Folge hat, dass Individuen nicht an bestimmte Gruppen, auch nicht an Familie gebunden sind. Es besteht „das Recht *auf* und der Zwang *zu* einem selbstständig geführten Leben“ [Hervorhebung im Original] (Jurczyk 2014, S. 53). Der steigende Traditionsverlust bedeutet einerseits mehr individuelle Freiheit, andererseits führt dies zu einem höheren Grad an Fragilität (vgl. Jurczyk 2014, S. 53; vgl. Nave-Herz 2015, S. 13).

Hinzu kommt die Pluralisierung von Familienformen. Zwar wachsen die meisten Kinder bei ihren leiblichen, verheirateten Eltern auf, dennoch ist eine Zunahme von Familienformen, die nicht dem traditionellen Bild entsprechen, zu verzeichnen (vgl. Träger 2009, S. 27; vgl. Nave-Herz 2014, S. 15). Es bestehen viele verschiedene Familienformen wie z.B. nichteheliche, gleichgeschlechtliche oder getrenntlebende Eltern, Paare ohne Kinder oder Alleinerziehende (vgl. Träger 2009, S. 27; vgl. Lakemann 1999, S. 116ff.). Durch eine steigende Trennungs- und Scheidungsrate kommt es häufiger zu neu gebildeten ‚Patchworkfamilien‘ oder Stiefeltern sowie zu einer Entkopplung von biologischer und sozialer Elternschaft (vgl. Helming 2014, S. 72; vgl. Peuckert 2012, S. 21). Es entstehen häufig weit

verbreitete Familiennetze, die zu einer zunehmenden Instabilität von Familien führen (vgl. Träger 2009, S. 54).

Insgesamt führt der gesellschaftliche Wandel seit den 1960er Jahren zu einer Dynamisierung und Pluralisierung von Familien (vgl. Schneider 2011, S. 251). Das traditionelle Bild von ‚der‘ Familie bedarf einer Veränderung hin zu einer Vielfalt von ‚Familien‘ (vgl. Nave-Herz 2015, S. 13ff.; vgl. Böllert/Peter 2014, S. 121). Besonders durch die Entgrenzung der Erwerbsarbeit und die zunehmende Trennungs- und Scheidungsrate entstehen häufiger multilokale Familien (vgl. Jurczyk 2014, S. 53, vgl. Helming 2014, S. 71f.) und der gemeinsame Familienalltag ist nicht mehr selbstverständlich (vgl. Jurczyk/Lange/Thiessen 2014, S. 7).

Gemeinsame Zeit mit der Familie wird immer weniger verlässlich und unregelmäßiger und das Familienleben muss aktiv hergestellt werden (vgl. Schier/Jurczyk 2007, S. 16f.). Das BMFSFJ spricht von „Familie als alltägliche Herstellungsleistung“ (BMFSFJ 2006, S. 128), dem sogenannten ‚Doing Family‘. Diese Sicht auf Familie meint „eine stärkere Fokussierung des Handlungsparadigmas gegenüber dem institutionellen Paradigma“ (Schier/Jurczyk 2007, S. 10). Dieses Familienbild basiert nicht, wie das traditionelle Familienbild, auf einer bestimmten Zusammensetzung von Menschen, sondern auf Interaktionsprozessen (vgl. Schier/Jurczyk 2007, S. 11). Familie ist ein besonderes Netzwerk, welches sich durch verlässliche und emotionsbasierte Fürsorgebeziehungen auszeichnet. Eben dafür ist die biologische Abstammung oder die Ehe nicht erforderlich (vgl. Böllert/Peter 2014, S. 121; vgl. Schier/Jurczyk 2007, S. 11). Es geht um „einen Perspektivwechsel von Familie als „Form“ zu Familie als „Praxis““ [Hervorhebung im Original] (Jurczyk 2014, S. 51).

Familie muss durch Prozesse des „alltäglichen und biografischen Handeln[s] [...] als gemeinschaftliches Ganzes permanent neu hergestellt“ (Schier/Jurczyk 2007, S. 10) werden. Familie als Herstellungsleistung braucht für die Herstellung der Gemeinschaft neben emotionsbasierten Austauschbeziehungen unter den Akteuren ein Minimum an verlässlichen Rahmenbedingungen. Für die Interaktionsprozesse ist eine physische Anwesenheit Voraussetzung. Zudem muss es gemeinsame Zeiten geben, in denen Familie als Gemeinschaft qualitativ gelebt wird, mit gegenseitiger Aufmerksamkeit und dem Austausch von Gefühlen (vgl. Schier/Jurczyk 2007, S. 11). Aufgrund der zuvor dargestellten Aspekte des Wandels sind die zuvor selbstverständlichen Rahmenbedingungen für einen gemeinsamen Familienalltag häufig erschwert (vgl. Schier/Jurczyk 2007, S. 13).

Auch wenn Gestaltungsleistungen und Praktiken aktiv zur Herstellung der Familie erbracht werden, „erfolgt das Doing Family [...] häufig beiläufig“ (Schier/Jurczyk 2007, S. 11). Beispielsweise wird jemand während der gemeinsamen Mahlzeit getröstet (vgl. Schier/Jurczyk 2007, S. 11). ‚Doing Family‘ braucht neben dem aktiv geplanten und hergestellten Familienalltag auch ein gewisses Maß an Alltäglichkeit (vgl. Helming 2014, S. 85f.).

Insgesamt wird das Leben in einer Familie im Verlauf des sozialen Wandels von einer „quasi naturgegebenen Ressource zu einer zunehmend voraussetzungs-vollen Aktivität“ (Schier/Jurczyk 2007, S. 10) der einzelnen Familienmitglieder. Familie ist nicht mehr selbstverständlich, sondern eine ‚Herstellungsleistung‘ (vgl. BMFSFJ 2006, S. 128; vgl. Schier/Jurczyk 2007, S. 10; vgl. Jurczyk 2014, S. 51). Dabei wird Familie über die emotionsbasierten Fürsorgebeziehungen unter den einzelnen Familienmitgliedern und nicht über eheliche oder biologische Aspekte definiert (vgl. Schier/Jurczyk 2007, S. 11). Die zunehmende Entkopplung von sozialer und biologischer Elternschaft fordert ebenfalls diese Definition von Familie.

Diese Gestaltungsleistungen stellen hohe Anforderungen an die Familie (vgl. Schier/Jurczyk 2007, S. 16f.; vgl. Jurczyk 2014, S. 55). Je dynamischer und komplexer das Familiennetz ist, desto anspruchsvoller sind die zu erbringenden Gestaltungsleistungen, um Familie im Alltag lebbar zu machen (vgl. Jurczyk 2014, S. 55; vgl. Schier/Jurczyk 2007, S. 11). Auf die Herausforderungen und Schwierigkeiten, vor denen manche Familien stehen, wird im nächsten Kapitel eingegangen.

1.2.3 Schwierigkeiten und Herausforderungen in Familien

In Kapitel 1.2.1 wurden bereits die Aufgaben der Familie erläutert. Anschließend wurde dargestellt, dass es durch den sozialen und gesellschaftlichen Wandel zu einer zunehmenden Instabilität familiärer Netzwerke kommt (vgl. Böllert/Peter 2014, S. 123) und Familien besonderen Anforderungen gegenüberstehen (vgl. Schier/Jurczyk 2007, S. 16f.; vgl. Jurczyk 2014, S. 55). Ist die Familie den Anforderungen nicht gewachsen und schafft es nicht eigenständig, dem Kind bzw. ihren Kindern eine sichere Basis zu geben, dann ist die Unterstützung der Kinder- und Jugendhilfe gefragt (vgl. Böllert/Peter 2014, S. 123; vgl. Schleiffer 2014, S. 80). Dabei werden zunächst ambulante Angebote vorgezogen, auch um einen Bindungsabbruch zu vermeiden, der zu psychischen Belastungen führen kann (vgl. Schleiffer 2015, S. 73f.; vgl. Höfer 2010, S. 138f.). In einigen Fällen sind jedoch

auch stationäre Angebote der Kinder- und Jugendhilfe notwendig, wie die ‚Heimerziehung oder sonstige betreute Wohnformen‘ nach §34 SGB VIII.

Da der Fokus dieser Arbeit auf der Heimerziehung nach §34 SGB VIII liegt, werden an dieser Stelle die Schwierigkeiten in Familien dargestellt, die oft Grund für eine Heimunterbringung sind. Auch die Aspekte der Bindung sind als Grund nicht unbeachtet zu lassen.

In Heimerziehung leben Kinder und Jugendliche, die aus verschiedenen Gründen nicht mehr bei ihrer Familie leben wollen, können oder dürfen (vgl. Günder 2015, S. 39). Häufig stammen sie aus prekären Lebenslagen (vgl. Herold 2011, S. 38f.). Die Familien sind häufig ökonomisch und sozial benachteiligt und die Eltern verfügen oftmals über einen geringen Ausbildungsgrad und beruflichen Status (vgl. Höfer 2010, S. 113; vgl. Günder 2015, S. 39). Kinder oder Jugendliche, die in der Heimerziehung leben, haben oft Vernachlässigung oder Misshandlung erfahren (vgl. Höfer 2010, S. 113). Die häufigsten Gründe für eine Heimunterbringung sind Gewalterfahrungen, Suchtproblematiken eines Elternteils, Überforderung der Eltern und Probleme in der Elternbeziehung (vgl. Schleiffer/Müller 2002, S. 750). Nicht selten haben die Kinder und Jugendlichen „unter fehlenden, nicht tragfähigen oder verzerrten Beziehungen zu ihren Eltern gelitten“ (Günder 2015, S. 101).

Diese Erfahrungen in den Herkunftsfamilien gehen sehr häufig mit unsicheren Bindungsrepräsentationen der Kinder und Jugendlichen einher (vgl. Schleiffer/Müller 2002, S. 750; vgl. Nowacki 2007, S. 162; vgl. Höfer 2010, S. 113). Denn Kinder und Jugendliche, die durch ihre Eltern, welche in den meisten Fällen die Bindungspersonen darstellen, Misshandlung und/oder Vernachlässigung erfahren, erleben diese Personen selten als sichere Basis, von der Schutz ausgeht (vgl. Höfer 2010, S. 113). Hinzu kommt, dass Eltern von fremduntergebrachten Kindern und Jugendlichen häufig selbst aufgrund von negativen Bindungserfahrungen in der Kindheit über unsichere Bindungsrepräsentationen verfügen (vgl. Höfer 2010, S. 114ff.). Fonagy und Mitarbeiter führten 1991 eine Studie durch und zeigten, dass eine Weitergabe der Bindungsrepräsentation der Eltern an die Kinder, auch Transmission von Bindung genannt, sehr wahrscheinlich ist. Erklären lässt sich dies unter anderem über die Feinfühligkeit der Bindungsperson, welche durch die eigene Bindungsrepräsentation beeinflusst wird. Die Feinfühligkeit der Bindungsperson hat wiederum Einfluss auf die Bindungsqualität bzw. Bindungsrepräsentation des Kindes bzw. Jugendlichen (vgl. Schleiffer 2014, S. 54; vgl. Schleiffer 2015, S. 56f.; vgl. Höfer 2010, S. 114).

Die Studien von Schleiffer und Müller (2002) und Nowacki (2007) zeigen sehr deutlich, dass Jugendliche mit unsicheren Bindungsrepräsentationen in der Heimerziehung überrepräsentiert sind. So wiesen in der Studie von Schleiffer und Müller lediglich zwei von 72 Jugendlichen, die in Heimerziehung lebten, im AAI eine sichere Bindung auf. Auch in der Forschung von Nowacki konnte lediglich bei einem von 21 Heimuntergebrachten eine sichere Bindung festgestellt werden. Die restlichen Jugendlichen verfügten über unsichere, unverarbeitete oder nicht klassifizierbare Bindungsrepräsentationen (vgl. Schleiffer/Müller 2002, S. 755f.; vgl. Nowacki 2007, S. 166f.).

Insgesamt bringen die Kinder und Jugendlichen verschiedenste, individuelle Erfahrungen und sehr häufig unsichere Bindungsrepräsentationen mit in die Heimerziehung.

1.3 Heimerziehung

Heimerziehung ist ein stationäres Angebot der Kinder- und Jugendhilfe, welches Kindern und Jugendlichen einen alternativen Lebensraum zur Verfügung stellt, wenn diese vorübergehend oder auf Dauer nicht mehr bei ihren Familien leben wollen, können oder dürfen (vgl. Günder 2015, S. 39; vgl. Hamberger 2002a, S. 200). Die Heimerziehung hat sich in den letzten Jahrzehnten deutlich weiterentwickelt und dennoch haftet an ihr stets ein Negativimage (vgl. Günder 2015, S. 38f.). „Heimerziehung ist ein notwendiges Übel, [...] Heime strahlen Kälte aus, können keine Geborgenheit vermitteln, [...] das Heim bietet keinerlei Freiraum für Individualität“ (vgl. Günder 2015, S. 16) sind nur einige vorherrschende Vorurteile. Dennoch hat sich die Heimerziehung nicht zu einem Auslaufmodell entwickelt, sondern erweist „sich als ein unverändert bedeutsames Element“ (Bürger 2007, S. 45) innerhalb der Kinder- und Jugendhilfe. In diesem dritten Themenbereich des Theorierteils werden die Grundlagen der Heimerziehung und deren Entwicklung hin zu einer familienähnlichen Unterbringung dargestellt. In einem weiteren Schritt wird auf die Problematiken der Heimerziehung in Bezug auf die Bindungstheorie eingegangen und der aktuelle Forschungsstand aufgezeigt.

1.3.1 Grundlagen der Heimerziehung

Die rechtliche Grundlage für die Heimerziehung bietet der Paragraph 34 SGB VIII ‚Heimerziehung, sonstige betreute Wohnform‘. In diesem Paragraphen wird deutlich, dass es sich bei der Heimerziehung nicht um ein einheitliches Konzept

handelt, sondern dass es vielfältige Angebote der institutionellen Fremdunterbringung gibt (vgl. Hamberger 2002a, S. 200). Der Begriff Heimerziehung wird in dieser Arbeit als Sammelbegriff für eine Vielzahl unterschiedlicher Betreuungsmöglichkeiten und -formen der institutionellen Fremdunterbringung verwendet (vgl. Bürger 2001, S. 646).

In §34 SGB VIII werden ebenfalls die Aufgaben und Zielsetzungen der Heimerziehung dargestellt. Letztere stellen die Vorbereitung auf die Rückkehr in die Herkunftsfamilie oder auf das Leben in einer anderen Familie (Pflegefamilie) dar. Wenn nötig, bietet die Heimerziehung auch die Möglichkeit, eine auf Dauer angelegte Wohnform zu bieten und auf ein eigenständiges Leben vorzubereiten (vgl. §34 SGB VIII).

Aufgaben, die sich aus diesen Zielen ergeben, sind unter anderem eine Verbesserung der Situation in der Herkunftsfamilie, damit eventuell eine Rückkehr des Kindes oder Jugendlichen in die Familie möglich wird. Im Setting der Heimerziehung sollen eventuelle Entwicklungsdefizite aufgearbeitet und frühere traumatische und negative Erfahrungen verarbeitet werden. Außerdem sollen entwicklungsfördernde Bedingungen hergestellt werden, die auf die individuellen Bedürfnisse der zu Betreuenden abgestimmt sind. Des Weiteren wird angestrebt gescheiterte und negative Beziehungserfahrungen aufzuarbeiten und das Angebot stabiler Beziehungen bereitzustellen (vgl. Klonek 2015, S. 142; vgl. Günder 2015, S. 15; vgl. Rosigkeit/Daniel 2014, S. 85).

All diese Aufgaben sollen neben pädagogischen und therapeutischen Angeboten auch in das Alltagserleben integriert werden (vgl. §34 SGB VIII). Auch wenn die Alltäglichkeit in Einrichtungen der Heimerziehung mehr Planung und Struktur (vgl. Heidemann/Greving 2017, S. 101) aufgrund der eher „unnatürlichen Erziehungsgebilde“ (Heidemann/Greving 2017, S. 101), bedarf, ist diese für die Kinder und Jugendlichen von großer Bedeutung. Denn im alltäglichen Handeln ergeben sich viele Situationen und Gelegenheiten, auch wenn sie für Außenstehende noch so unbedeutend scheinen, die auf die Kinder und Jugendlichen einwirken. Diese Gelegenheiten sollte man positiv für die Entwicklung der Kinder und Jugendlichen nutzen (vgl. Heidemann/Greving 2017, S. 101f.).

Heimerziehung soll für Kinder und Jugendliche einen alternativen Lebensraum schaffen, in dem sie als Person angenommen und wertgeschätzt und in ihrer Entwicklung gefördert werden (vgl. Günder 2015, S. 15). Diese Wertschätzung der Kinder und Jugendlichen und eine Orientierung an ihren Bedürfnissen war nicht

immer Zielsetzung der Heimerziehung. Diese Entwicklung wird im folgenden Kapitel kurz dargestellt.

1.3.2 Entwicklung der Heimerziehung

Mitte des 16. Jahrhunderts entstanden die ersten Waisenhäuser, deren Hauptgedanke darin bestand, die dort untergebrachten Kinder am Leben zu halten. Erzieherische Aspekte gab es kaum. Mit Strenge und Disziplin wurden die Kinder zu häuslichen Arbeiten und Gottesfurcht angehalten (vgl. Günder 2015, S. 16f.; vgl. Klonek 2015, S. 132). Bis in die Nachkriegszeit des 2. Weltkrieges dominierten Strenge, Disziplin, Lieblosigkeit und Machtherrlichkeit die Heime (vgl. Günder 2015, S. 22ff.; vgl. Kuhlmann 2008, S. 11ff.).

Es gab vereinzelt Bemühungen, die Heimunterbringung zugunsten der Kinder und Jugendlichen zu verbessern. Zum einen führte Mehringer in seinem Münchner Waisenhaus das Familienprinzip ein (vgl. Bürger 2001, S. 634). Er war der Überzeugung, dass der Unterschied zwischen dem Aufwachsen in der Familie und im Heim nicht groß sein muss (vgl. Mehringer 1994, S. 60). Er betonte drei Elemente der Familiensituation, die auch auf die Heimunterbringung übertragbar seien: die kleine Gruppengröße mit Kindern verschiedenen Geschlechts und Alters sowie die abgeschlossene Wohnweise (vgl. Mehringer 1994, S. 60). Zum anderen entwickelten sich die ersten SOS-Kinderdörfer, die ebenfalls das Aufwachsen der elternlosen Kinder in familienähnlichen Situationen praktizierten. Es bestand dennoch Zweifel, ob das familienähnliche Setting für alle Kinder das richtige sei (vgl. Günder 2015, S. 25).

Zu dieser Zeit äußerte auch Bowlby mit seinen ersten Forschungen und Formulierungen seiner Bindungstheorie Kritik an der Heimerziehung. Aber auch seine Erkenntnisse brachten nicht den erhofften Durchbruch (vgl. Schleiffer 2015, S. 19f.).

Erst Ende der 1960er Jahre fand die Heimerziehung mehr Beachtung. Es wurden mehr und mehr Reformen gefordert (vgl. Günder 2015, S. 26f.). In der Heimerziehung sollten Autorität, Stigmatisierung durch z.B. Anstaltskleidung sowie eine große Gruppengröße abgeschafft sowie qualifizierteres Personal eingestellt werden (vgl. Günder 2015, S. 27). Auch mussten sich die Heime gegenüber dem Konzept der Pflegefamilie mehr behaupten. Denn aufgrund der Kritik an der Anstalts-erziehung stieg die Unterbringung in Pflegefamilien (vgl. Bürger 2001, S. 636).

Nach und nach wurden die Reformforderungen umgesetzt und die Heimerziehung verlor ihren Anstaltscharakter. Es etablierten sich Heime, die strukturell und formal der Familie ähnelten und in denen ausgebildetes Personal arbeitete (vgl. Günder 2015, S. 25ff.). Zudem wurden nicht nur verwaiste, elternlose Kinder und Jugendliche in Heimen aufgenommen, sondern auch diejenigen, die aus Gründen der Vernachlässigung oder Misshandlung nicht mehr bei ihren Eltern leben konnten (vgl. Klonek 2015, S. 139).

Im Jahre 1991 kam es mit dem Inkrafttreten des SGB VIII zu neuen rechtlichen Grundlagen (vgl. Günder 2015, S. 36). Zentraler Gedanke des SGB VIII ist das Recht der Eltern ihre Kinder selbst zu erziehen, solange keine Gefahren für das Kindeswohl bestehen. Wenn Gefahren für das Kindeswohl bestehen, hat die öffentliche Kinder- und Jugendhilfe einzugreifen und das Kind bzw. die Jugendliche oder den Jugendlichen vor diesen Gefahren zu schützen. Zudem wird das Recht der Kinder und Jugendlichen auf Förderung ihrer Entwicklung und Entwicklung zu einer eigenständigen Persönlichkeit hervorgehoben (vgl. §1 SGB VIII).

Insgesamt entwickelte sich das Heim von der „kasernenähnlichen Anstaltserziehung“ (Herold 2011, S. 31) hin zu einer „alltags- und lebensweltorientierte[n] [...] Wohnform“ (Herold 2011, S. 31) mit unterschiedlichen Ausgestaltungen, mit dem Ziel den verschiedenen (Bindungs-)Bedürfnissen der Kinder und Jugendlichen zu begegnen (vgl. Hamberger 2002a, S. 200; vgl. Rosigkeit/Daniel 2014, S. 85). Die Strukturprinzipien, die sich daraus ergeben werden im nächsten Kapitel erläutert.

1.3.3 Strukturprinzipien der aktuellen Heimerziehung

Die Strukturprinzipien sind Ergebnisse der Reformprozesse der letzten Jahrzehnte und stellen grundlegende Standards der aktuellen Heimerziehung dar (vgl. Herold 2011, S. 33f.).

Als erstes sei die *Dezentralisierung* zu nennen. Diese meint die Auflösung großer Heimgruppen (vgl. Wolf 1995, S. 14). Waren in den früheren Anstalten 50 oder mehr Kinder und Jugendliche untergebracht, so waren familienähnliche Strukturen kaum denkbar. Es wurden vermehrt Außenwohngruppen und kleinere Wohneinheiten geschaffen, in denen durch Selbstversorgung und -verwaltung familienähnliche Strukturen möglich waren (vgl. Heidemann/Greving 2017, S. 145; vgl. Herold 2011, S. 34). Diese Form bietet die Möglichkeit, Stigmatisierungen, Hierarchie und Subkulturen zu vermeiden, welche Nachteile der Anstaltserziehung waren (vgl. Wolf 1995, S. 16).

Eng mit der Dezentralisierung hängt die *Regionalisierung* zusammen, unter welcher man eine milieunahe und wohnortnahe Unterbringung versteht (vgl. Schleiffer 2015, S. 106). Dadurch soll gewährleistet werden, dass die Kinder und Jugendlichen ihr soziales Umfeld nicht komplett verlassen müssen. Schule, Freundeskreis und Bindungen zu den Eltern oder anderen wichtigen Bezugspersonen können bestehen bleiben (vgl. Moos/Schmutz 2006, S. 12). Somit können Einrichtungen der Heimerziehung durch die Wohnortnähe „zu Orten des sozialen Lernens werden“ (Moos/Schmutz 2006, S. 12). Zudem entstehen für die Betreuten nicht ‚zwei Welten‘, die einen Loyalitätskonflikt auslösen könnten. Außerdem wird die Unterbringung in einer Einrichtung der Heimerziehung weniger als Bestrafung empfunden, wenn damit keine Trennung vom sozialen Umfeld einhergeht (vgl. Herold 2011, S. 35).

Die Dezentralisierung bringt ebenfalls eine sogenannte *Entinstitutionalisierung* mit sich. Dabei geht es um die „Reduzierung arbeitsteiliger Organisationen“ (Schleiffer 2015, S. 106). Die Überversorgungssituationen wie Großküchen und Wäschereien wurden abgeschafft und in den pädagogischen Alltag integriert um sich dem Familienprinzip weiter anzunähern (vgl. Günder 2015, S. 75).

Das Prinzip der *Entspezialisierung* meint die Aufhebung der Einrichtung von Heimerziehung, die für spezielle Gruppen von Kindern und Jugendlichen gedacht sind. Es sollen keine homogenen Gruppen gebildet werden, sondern Kinder und Jugendliche unterschiedlichen Geschlechts und Alters sowie mit individuellen Lebenserfahrungen in einer Gruppe zusammenleben. Dadurch soll eine Abschiebepaxis vermieden werden (vgl. Heidemann/Greving 2017, S. 144; vgl. Schleiffer 2015, S. 106).

Ebenfalls ist eine *Entformalisierung* notwendig, um den Anstaltscharakter zugunsten eines Familiencharakters zu verdrängen. Entformalisierung meint die Abwendung von starren, formalen Strukturen und Regeln. Das Zusammenleben in einer Einrichtung der Heimerziehung soll mehr durch Alltäglichkeit und Flexibilität geprägt sein (vgl. Heidemann/Greving 2017, S. 143f.).

Diese Prinzipien fordern eine *Professionalisierung*. Die Anforderungen an die Fachkräfte steigen durch die heterogenen Gruppen von Kindern und Jugendlichen sowie durch die familienähnlichen Strukturen, in denen sie diese betreuen (vgl. Schleiffer 2015, S. 106). Durch das Familienprinzip ist nicht nur theoretisches und praktisches Wissen gefragt, sondern auch die Persönlichkeit der Fachkräfte. Professionalisierung meint die „Beschaffung und Anwendung des für den Einzelfall

wichtigen Wissens, [d. V.: das] Arrangieren geeigneter Lebens- und Sozialisationsbedingungen [d. V.: sowie die] Fähigkeit der Interaktion mit Menschen, die belastende Lebenserfahrungen gemacht haben“ (Wolf 1995, S. 50).

Die Prinzipien implizieren auch eine *Individualisierung*. Angestrebt wird für Kinder und Jugendliche, die in der Heimerziehung leben, individuelle Betreuungsmöglichkeiten zu schaffen, die an ihre individuellen Erfahrungen und Bedürfnisse angepasst sind (vgl. Schleiffer 2015, S. 107). Im Zuge der Reformierungen entwickelte sich auch das Bezugsbetreuersystem. Dies bedeutet, dass für ein Kind bzw. eine Jugendliche oder einen Jugendlichen eine Betreuungsperson im besonderen Maße Verantwortung übernimmt. Dies soll die Befriedigung der individuellen (Bindungs-)Bedürfnisse und den Beziehungsaufbau unterstützen (vgl. Geißler 2009, S. 15f.; vgl. Schroll 2007, S. 17f.).

Insgesamt verfolgen all diese Prinzipien das Ziel der Alltags- und Lebensweltorientierung (vgl. Stahlmann 2000, S. 78f.) sowie eine möglichst enge Annäherung an die Strukturen der Familie. Es sei jedoch anzumerken, dass „der Unterschied zur Familie letztlich doch nie auszugleichen sei“ (Schleiffer 2014, S. 81). Deshalb wird in der Heimerziehung nicht von Familienstrukturen oder Familie, sondern von familienähnlichen Strukturen gesprochen (vgl. Schleiffer 2014, S. 81; vgl. Heidemann/Greving 2017, S. 143).

Die Prinzipien implizieren, die Heimerziehung nicht mehr als Bestrafung oder Notmaßnahme zu verstehen, sondern als eine alternative Lebensform. Nach Winkler (1990, S. 437) „entwickelt sich [Heimerziehung] in unserer Gesellschaft faktisch zu einer Normalform von Sozialisation. Sie wandelt sich vom Spezialfall des Aufwachsens zu einer biographisch regulären Option. Kurz: Heimerziehung wird gesellschaftlich normalisiert.“

Wie bereits erwähnt, können die Unterschiede zur Familie jedoch nie vollkommen ausgeglichen werden. Welche Schwierigkeiten in der Heimerziehung herrschen und was dies aus bindungstheoretischer Sicht bedeutet, wird im folgenden Kapitel näher erläutert.

1.3.4 Herausforderungen und Möglichkeiten von Bindungsangeboten in der Heimerziehung

„Schon der Begriff Fremdplatzierung provoziert bindungsgefährdende Assoziationen“ (Schleiffer 2015, S. 122). Denn in der Heimerziehung werden die Kinder und Jugendlichen (zumindest räumlich und zeitweise) von ihren Bindungspersonen getrennt (vgl. Schleiffer 2015, S. 122; vgl. Nowacki 2007, S. 257). Dies führt aus bindungstheoretischer Sicht zu Trauer, Angst und Verzweiflung (siehe Kapitel 1.1.1).

Um die Auswirkungen der Trennung zu verringern, sollte der Kontakt zu den Eltern aufrechterhalten werden. Dabei sollte jedoch beachtet werden, dass für manche Kinder und Jugendliche dieser mit Stress verbunden ist, da häufig negative Beziehungserfahrungen zu den Eltern vorliegen (vgl. Hochflizer 2008, S. 303; vgl. Günder 2015, S. 101). Deshalb sollte der Elternkontakt individuell an den Bedürfnissen der Kinder und Jugendlichen ausgerichtet sein (vgl. Günder 2015, S. 15). Die Aufgaben der Elternarbeit sollten die Klärung und Aufarbeitung der Eltern-Kind-Beziehung beinhalten, um diese positiv zu fördern (vgl. §37 SGB VIII; vgl. Macsenaere/Esser 2015, S. 69; vgl. Herold 2011, S. 69f.; vgl. Heidemann/Greving 2017, S. 259).

Da Bindungen zu den Eltern auch fortbestehen, wenn der zu Betreuende in der Heimerziehung lebt, entstehen bei diesem oftmals Loyalitätskonflikte. Wichtig ist es, dass sich die Heimerziehung nicht zum Ziel macht, bestehende Bindungen zu ersetzen, sondern diese zu ergänzen. Dadurch sollten Loyalitätskonflikte vermindert und dem Kind oder Jugendlichen korrigierende Erfahrungen ermöglicht werden (vgl. Heidemann/Greving 2017, S. 257; vgl. Abrahamczik et al. 2013, S. 22; vgl. Schleiffer 2014, S. 81f.; vgl. Heitkamp 1984, S. 143).

Die Trennung von den Bindungspersonen, die mit der Fremdunterbringung einhergeht, kann als ein einschneidendes, intensives Lebensereignis erlebt werden (vgl. Günder 2014, S. 16), welches die Bindungsrepräsentationen negativ oder positiv beeinflussen kann (siehe Kapitel 1.1.3). Um dieses Lebensereignis positiv zu nutzen, stellte sich die Beziehungsqualität zu den Betreuerinnen und Betreuern als Schlüsselkategorie heraus (vgl. Macsenaere/Esser 2015, S. 77ff.). Esser stellt in seiner Forschung fest, dass diejenigen, die angaben, eine Bindungsperson in der Heimerziehung gefunden zu haben, die Heimerziehung insgesamt positiver bewerteten (vgl. Esser 2010, S. 542). Auch wenn man heute versucht, das Leben in der Heimerziehung so alltags- und lebensweltorientiert sowie familienähnlich wie

möglich zu gestalten, gibt es weiterhin bindungstheoretische Herausforderungen, die den Beziehungs- bzw. Bindungsaufbau erschweren.

In vielen Einrichtungen der Heimerziehung werden die Kinder und Jugendlichen von ihren Betreuerinnen und Betreuern im Schichtdienst betreut (vgl. Freigang 2014, S. 110f.; vgl. Höfer 2010, S. 44; vgl. Schleiffer 2014, S. 105; vgl. Nowacki 2007, S. 70f.). Entsprechend wechseln auch die Bezugspersonen der Kinder und Jugendlichen häufig, was für den Aufbau einer (Bindungs-)Beziehung hinderlich sein kann (vgl. Remiorz/Nowacki 2018, S. 61). Zudem besteht in vielen Einrichtungen der Heimerziehung eine hohe Personalfuktuation, wodurch die Beständigkeit der Bezugspersonen ebenfalls eingeschränkt ist (vgl. Schoch 1989, S. 11; vgl. Freigang 2014, S. 111). Diese strukturellen Rahmenbedingungen sind aus bindungstheoretischer Sicht eher ungünstig (vgl. Hochflizer 2008, S. 276). Allerdings können Personalwechsel auch positive Aspekte mit sich bringen. Konnte ein Kind bzw. eine Jugendliche oder ein Jugendlicher zu keinem der Betreuerinnen oder Betreuer einen Zugang finden, so bietet ein Personalwechsel eventuell die Möglichkeit eine Beziehung aufzubauen (vgl. Hamberger 2002b, S. 573; vgl. Schoch 1989, S. 15f.). Darüber hinaus ist für manche Kinder oder Jugendliche dieses nicht-familiäre Setting genau richtig, um zunächst aus den engen, persönlichen Verhältnissen in der Familie Abstand gewinnen zu können (vgl. Ziegenhain 2001, S. 486; vgl. Günder 2015, S. 179).

Eine weitere Herausforderung ist die Tatsache, dass Kinder und Jugendliche mit unsicherer Bindungsrepräsentation in der Heimerziehung überrepräsentiert sind (vgl. Schleiffer/Müller 2002, S. 755f.; vgl. Nowacki 2007, S. 166f.). Dies bringt zwei-erlei Schwierigkeiten mit sich: Zum einen können die strukturellen Rahmenbedingungen wie Schichtdienst und Fluktuation durch die unregelmäßige Verfügbarkeit der Bezugspersonen die Festigung der unsicheren Bindungsrepräsentationen begünstigen (vgl. Höfer 2010, S. 134f.). Zum anderen wirken sich Bindungsrepräsentationen (wie in Kapitel 1.1.1 erläutert) auf weitere soziale Situationen aus. Früher erlebte Verhaltensweisen in Bindungssituationen werden demnach auch von den Betreuerinnen und Betreuern erwartet und Verhaltensweisen dementsprechend interpretiert und konstruiert (vgl. Schleiffer 2014, S. 243; vgl. Hochflizer 2008, S. 283). Dies erschwert den Beziehungsaufbau (vgl. Schleiffer 2015, S. 123ff.). Aus den verschiedenen unsicheren Bindungsrepräsentationen ergeben sich bestimmte Verhaltens- und Kommunikationsweisen. So äußert sich eine unsicher-distanzierte Bindungsrepräsentation durch bindungsvermeidende Kommunikation. Diese zeichnet sich durch Verleugnen der Bindungsbedürfnisse aus. Wird kein Bedürfnis

geäußert, so kann auch keins abgelehnt werden. Die Kinder und Jugendlichen vermeiden so Enttäuschungen und eine Schwächung ihres Selbstwertes. Für Betreuerinnen und Betreuer wirkt dieses Verhalten oft kränkend, da Beziehungsangebote schroff zurückgewiesen werden. Auf Seiten der Betreuerinnen und Betreuer besteht dann die Gefahr aufgrund der Zurückweisung keine weiteren Beziehungsangebote zu machen. Die Bindungsbedürfnisse der Kinder und Jugendlichen bleiben so unbeantwortet (vgl. Schleiffer 2015, S. 123; vgl. Schleiffer 2014, S. 245ff.). Eine unsicher-präokkupierte Bindungsrepräsentation äußert sich durch bindungsverstrickte Kommunikationsweisen. Kinder und Jugendliche zeigen ein übertriebenes Bindungsverhalten. Bei ihnen sind bindungsrelevante Situationen immer wieder Thema. Sie scheinen auf den ersten Blick durchaus beziehungsfähig, jedoch fehlt es der Beziehung an Vertrauen. Es dominieren ambivalente Gefühle und die Distanz zu den Betreuerinnen und Betreuern wird immer wieder verringert und auf Bedürfnisse der Betreuerinnen und Betreuer wird keine Rücksicht genommen. Der zu Betreuende versucht die Beziehung zu regulieren. Setzen die Betreuerinnen und Betreuer Grenzen, wird dies von der oder dem Betreuten als Zurückweisung erlebt und erneut eine Enttäuschung durch ihre oder seine (vermeintliche) Bindungsperson erfahren (vgl. Schleiffer 2014, S. 248ff.; vgl. Schleiffer 2015, S. 123f.). Hierbei wird deutlich, dass die Gefahr von Teufelskreisen besteht, da die Kinder und Jugendlichen durch ihr Verhalten eine Bestätigung ihrer bisherigen Erfahrungen provozieren. Ebenfalls wird ersichtlich, dass der Beziehungsaufbau aufgrund bisheriger Erfahrungen Zeit braucht (vgl. Unzner 2015, S. 340). Dafür scheint eine längere Aufenthaltsdauer begünstigend.

Um Bindungsrepräsentationen zu modifizieren (im Idealfall in Richtung einer sicheren Bindung) bedarf es korrigierender Bindungserfahrungen, was mindestens eine verlässliche und feinfühlig Bezugsperson voraussetzt (vgl. Höfer 2010, S. 134). Zudem ist eine Förderung ohne eine Beziehung zwischen Betreuerin oder Betreuer und Kind bzw. Jugendlichen kaum möglich (vgl. Nowacki/Remiorz 2014, S. 109).

Es stellt sich demnach die Frage, ob Betreuerinnen und Betreuer in der Heimerziehung als Bindungspersonen von den Kindern und Jugendlichen als bedeutsam eingeschätzt werden.

Um den Beziehungsaufbau unter den eben genannten Rahmenbedingungen zu erleichtern, arbeiten einige Heime nach dem Bezugsbetreuersystem (vgl. Schroll 2007, S. 28; vgl. Geißler 2009, S. 13). Dieses meint, dass eine Betreuerin oder ein

Betreuer in besonderer Weise als Ansprechpartnerin bzw. Ansprechpartner für eine Betreute oder einen Betreuten zur Verfügung steht und Verantwortung übernimmt (vgl. Schroll 2007, S. 17f.). Die oder der Betreute „steht dadurch nicht einem ganzen komplexen, unpersönlichen System gegenüber, sondern kann einen individuellen und persönlichen Bezug zu einer Vertrauensperson aufbauen“ (Schroll 2007, S. 17). Der Beziehungsaufbau zwischen Bezugsbetreuerin oder Bezugsbetreuer und Betreuten steht beim Bezugsbetreuersystem im Vordergrund (vgl. Schroll 2007, S. 18; vgl. Geißler 2009, S. 21). Denn wie bereits erläutert, haben die Kinder und Jugendlichen in der Heimerziehung häufig den Bedarf nach Bezugspersonen, die ihnen Sicherheit bieten. Diese Sicherheit kann nur durch eine individuelle Bezugsperson erreicht werden (vgl. Schroll 2007, S. 18ff.; vgl. Geißler 2009, S. 21). Das Bezugsbetreuersystem kann demnach den Beziehungsaufbau und die Veränderung der Bindungsrepräsentationen erheblich erleichtern.

Dennoch sind auch Bezugsbetreuerinnen und Bezugsbetreuer aufgrund von Schichtdienst häufig nicht dauerhaft verfügbar (vgl. Schleiffer 2014, S. 98). Dem gegenüber steht jedoch das veränderte Bindungsverhalten im Jugendalter. So brauchen Jugendliche, um das Bindungssystem zu deaktivieren, nicht immer direkte, körperliche Nähe zur Bindungsperson. Häufig reichen verbale Kommunikation und ein gewisser Grad an psychischer Nähe (siehe Kapitel 1.1.4). Hinzu kommt, dass Betreuerinnen und Betreuer immer wieder Ansprechpartnerinnen und Ansprechpartner im Alltag und in bindungsrelevanten Situationen sind, und dadurch als sichere Basis fungieren können (vgl. Remiorz/Nowacki 2018, S. 61f.; vgl. Hochflizer 2008, S. 273).

Zu überprüfen, ob die Betreuerinnen und Betreuer in der Heimerziehung als Bindungspersonen für die dort lebenden Kinder und Jugendlichen bedeutsam sind, ist Ziel dieser Arbeit. Bereits vorliegende Forschungen zu dieser Thematik werden im nächsten Kapitel vorgestellt.

1.3.5 Forschungsstand

Zu dem Thema (Bindungs-)Beziehungen zwischen Jugendlichen und Betreuerinnen und Betreuern in der Heimerziehung liegt ein Forschungsdesiderat vor. Speziell zu diesem Thema seien die Forschungen von Hochflizer (2008), Esser (2010) sowie von Remiorz und Nowacki (2018) zu nennen.

Hochflizer untersuchte mithilfe von Kinder- und Erwachseneninterviews die Bindung von Kindern und Jugendlichen in der Heimerziehung an die Betreuerinnen

und Betreuer (vgl. Hochflizer 2008, S. 84f.). Er kam zu dem Ergebnis, dass nur sehr selten eine bindungsorientierte Beziehung zwischen ihnen bestand. Zudem korrelierte die Dauer der Unterbringung mit der Bindungsqualität der Heimkinder: Je länger die Aufenthaltsdauer in der Heimunterbringung, desto mehr Bindungsorientierung zeigt sich den Betreuerinnen und Betreuern gegenüber (vgl. Hochflizer 2008, S. 138ff.).

Esser befragte in seiner Forschung ehemalige Heimkinder. Davon gaben 81,9 Prozent an, in der Heimunterbringung eine Bindungsperson gefunden zu haben (vgl. Esser 2010, S. 450).

Wie bereits erwähnt, führten Remiorz und Nowacki eine Forschung unter anderem mit dem Fragebogen ‚Inventory of Parent and Peer Attachment‘ durch, um die Bewertungen der Bindungsbeziehungen der Kinder und Jugendlichen zu ihren Betreuerinnen und Betreuern in der Heimerziehung im Vergleich zur Bindungsbeziehung zu den Eltern zu untersuchen (vgl. Remiorz/Nowacki 2018, S. 61ff.). Die ersten beiden Teile des Fragebogens beziehen sich auf die Bindungsqualität zu Mutter und Vater. Der dritte Teil bezieht sich auf die Peers, welcher für die Betreuerinnen und Betreuer eingesetzt wurde. Es wurden 52 Jugendliche befragt, die im Durchschnitt 14,9 Jahre alt waren (vgl. Remiorz/Nowacki 2018, S. 62f.). Die Ergebnisse der Befragung ergaben, „dass die Bindung der Befragten zu ihren Betreuer*innen [...] signifikant besser eingeschätzt wurde als die zu ihren Müttern“ (Remiorz/Nowacki 2018, S. 63). Beim Unterschied der Bindung zwischen Betreuerinnen und Betreuern und Vater ergaben sich ähnliche Werte. Demnach können Betreuerinnen und Betreuer in der Heimerziehung als Bindungspersonen für die Kinder und Jugendlichen angesehen werden. Ebenfalls wurden die Faktoren Geschlecht, Aufenthaltsdauer in der aktuellen Wohngruppe, die Anzahl der Mitbewohnerinnen und Mitbewohner und das Alter bei der ersten Fremdunterbringung und deren Auswirkung auf die Bindungsbewertung untersucht. Keiner dieser Faktoren hatte eine signifikante Auswirkung auf die Bindungsbewertung (vgl. Remiorz/Nowacki 2018, S. 63). Damit zusammenhängend haben Remiorz und Nowacki aufgrund ihrer Forschungsergebnisse diskutiert, ob auch das Setting der Heimerziehung als ‚Doing Family‘ verstanden werden kann (vgl. Remiorz/Nowacki 2018, S. 62). Sie kamen zu dem Schluss, dass „„Doing Family“ auch das Leben in der stationären Kinder- und Jugendhilfe umfassen kann“ [Hervorhebung im Original] (Remiorz/Nowacki 2018, S. 66), da in den Heimgruppen klassische Aufgaben der Familie übernommen werden und (Bindungs-)Beziehungen aufgebaut werden konnten (vgl. Remiorz/Nowacki 2018, S. 66).

Da diese Arbeit eine Replikation der Forschung von Remiorz und Nowacki ist, wird ebenfalls zu diesen Fragestellungen geforscht. Im folgenden Kapitel wird die erarbeitete Theorie zusammengefasst und daraus die Fragestellungen abgeleitet sowie Hypothesen gebildet.

1.4 Zusammenfassung sowie Ableitung der Fragestellungen und Hypothesen

Kinder und Jugendliche in der Heimerziehung haben häufig unsichere Bindungsrepräsentationen. Dies belegen mehrere Studien (vgl. Schleiffer/Müller 2002, S. 755f.; vgl. Nowacki 2007, S. 166f.). Im Theorieteil wurde herausgearbeitet, dass sich die Bindungserfahrungen mit den Bindungspersonen in Bindungsrepräsentationen internalisieren (vgl. Grossmann/Grossmann 2017, S. 447). Diese Bindungsrepräsentationen sind relativ stabil, da sie unbewusst wirken, und sich somit in Interaktionen häufig selbst bestätigen (vgl. Ainsworth 1990/2017, S. 383; vgl. Bowlby 2015, S. 23ff.; vgl. Fremmer-Bombik 2015, S. 110f.). Dem gegenüber steht jedoch, dass sich die Bindungserfahrungen in den Jahren der Unreife, welche nach Bowlby bis zur Adoleszenz reichen, auf die Bindungsqualität auswirken. Daher sind auch im Jugendalter noch positive und negative Modifizierungen möglich (vgl. Bowlby 2006a, S. 47). Hinzu kommt, dass Jugendliche durch den fortgeschrittenen Entwicklungsstand in der Lage sind, ihre Bindungsrepräsentationen bewusst zu beeinflussen (vgl. Fremmer-Bombik 2015, S. 112f.). Auch durch hinzukommende Bindungspersonen in der Jugendphase können korrigierende Bindungserfahrungen gemacht und Bindungsrepräsentationen modifiziert werden (vgl. Bowlby 2015, S. 21; vgl. Höfer 2010, S. 134). Veränderungen in Richtung einer sicheren Bindung sind auch noch im Jugendalter von großer Bedeutung, da eine sichere Bindung eine wichtige Voraussetzung für eine gesunde Entwicklung ist (vgl. Nowacki/Remiorz 2018, S. 66). Um korrigierende Bindungserfahrungen zu machen, bedarf es mindestens einer verlässlichen und einfühlsamen Bezugsperson (vgl. Höfer 2010, S. 120).

Bindungsbeziehungen entwickeln sich aufgrund von sozialen Interaktionen und sind nicht biologisch vorgegeben (vgl. Jungbauer 2017, S. 57). Auch wenn in den meisten Fällen die Eltern die Bindungspersonen von Kindern darstellen (vgl. Bowlby 2006b, S. 292), sind alternative Bindungspersonen wie Erzieherinnen oder Erzieher, Großeltern, Pflegemutter oder -vater sowie Betreuerinnen oder Betreuer ebenso als Bindungspersonen in Betracht zu ziehen. Wichtig für

Bindungspersonen ist, dass diese sich langfristig um das körperliche und seelische Wohl des Kindes kümmern und eine emotionale Nähe zulassen (vgl. Jungbauer 2017, S. 57; vgl. Howes 1999, S. 673f.).

Die Rahmenbedingungen der Heimerziehung, die oftmals durch einen häufigen Wechsel der Betreuerinnen und Betreuer geprägt sind (durch Schichtdienst und Personalfuktuation) (vgl. Freigang 2014, S. 110f.; vgl. Schoch 1989, S. 11), stellen demnach auf den ersten Blick keine günstigen Bedingungen für den Aufbau einer Bindungsbeziehung dar. Jedoch verändern sich im Jugendalter das Bindungsverhalten und der Bedarf, um das aktivierte Bindungssystem zu deaktivieren. So tritt anstelle einer physischen Nähe zur Bindungsperson die psychische Nähe (vgl. Zimmermann/Becker-Stoll/Mohr 2016, S. 251f.; vgl. Grossmann/Grossmann 2017, S. 514). Ergänzend kommt hinzu, dass die Betreuerinnen und Betreuer für die Jugendlichen immer wieder Ansprechpartnerinnen und Ansprechpartner in bindungsrelevanten Situationen sind, sodass sie als Bindungspersonen in Frage kommen können. Dieses wird besonders durch das Bezugsbetreuersystem unterstützt (vgl. Remiorz/Nowacki 2018, S. 61f.; vgl. Hochflizer 2008, S. 273; vgl. Schroll 2007, S. 17f.).

An dieser Stelle stellt sich die Frage, ob Betreuerinnen und Betreuer in der Heimerziehung als Bindungspersonen für die Kinder und Jugendlichen von Bedeutung sind.

Aufgrund der Forschungsergebnisse von Remiorz und Nowacki (2018) und der dargestellten Theorie, dass Betreuerinnen und Betreuer immer wieder Ansprechpartnerinnen und Ansprechpartner in bindungsrelevanten Situationen sind, und somit als sichere Basis fungieren können sowie des veränderten Bindungsverhaltens mit zunehmendem Alter, wird folgende Hypothese aufgestellt:

Hypothese a: Betreuerinnen und Betreuer sind als Bindungspersonen für die Kinder und Jugendlichen in der Heimerziehung mindestens genauso bedeutsam wie die Mutter.

Zudem soll untersucht werden, ob sich bestimmte Faktoren auf die Bindungsbewertung zu den Betreuerinnen und Betreuern auswirken.

In der Wirkungsforschung stellte sich die Beziehungsqualität als Schlüsselkategorie in der Wirksamkeit der Heimerziehung heraus, die mit anderen Faktoren in Wechselwirkung steht (vgl. Macsenaere/Esser 2015, S. 77f.). Weitere Faktoren stellten die Aufenthaltsdauer, das Alter bei Hilfebeginn sowie die Gruppengröße

dar (vgl. Macsenaere/Esser 2015, S. 51ff.; vgl. Macsenaere 2014, S. 596; vgl. Bowlby 2016, S. 130). In dieser Arbeit werden diese Faktoren in Bezug auf die Bindung zu den Betreuerinnen und Betreuern hin untersucht.

Zunächst sei die Aufenthaltsdauer in der aktuellen Heim-/Wohngruppe als Faktor zu nennen (vgl. Macsenaere/Esser 2015, S. 64ff.). Da der Aufbau einer Bindungsbeziehung langfristiger Beziehungen und Zeit bedarf (vgl. Howes 1999, S. 673f.; vgl. Unzner 2003, S. 281; vgl. Lenz/Nestmann 2009, S. 11) und Hochflizer in seiner Forschung eine Auswirkung der Aufenthaltsdauer auf die Beziehung zu den Betreuerinnen und Betreuern festgestellt hat (vgl. Hochflizer 2008, S. 168f.), wird folgende Hypothese aufgestellt:

Hypothese b: Die Aufenthaltsdauer (in der aktuellen Heim-/Wohngruppe) hat eine signifikante Auswirkung auf die Bewertung der Bindung zu den Betreuerinnen und Betreuern.

Bowlby nennt als beziehungsfördernde Rahmenbedingung in der Heimerziehung eine kleine Gruppengröße (vgl. Bowlby 2016, S. 130). Dazu wird folgende Hypothese aufgestellt:

Hypothese c: Die Anzahl der Mitbewohnerinnen und Mitbewohner in der Heim-/Wohngruppe hat eine signifikante Auswirkung auf die Bewertung der Bindung zu den Betreuerinnen und Betreuern.

In der Wirkungsforschung stellte sich ebenfalls das Alter bei Hilfebeginn, also der ersten Fremdunterbringung, als Faktor heraus (vgl. Macsenaere 2014, S. 596). Es wird davon ausgegangen, dass je jünger die Kinder und Jugendlichen bei ihrer ersten Fremdunterbringung waren, die (häufig unsicheren) Bindungsrepräsentationen noch nicht so gefestigt sind und dadurch der Beziehungsaufbau leichter fällt (vgl. Macsenaere/Esser 2015, S. 51f.). Aufgrund dessen wird folgende Hypothese formuliert:

Hypothese d: Das Alter der Kinder und Jugendlichen bei ihrer ersten Fremdunterbringung hat eine signifikante Auswirkung auf die Bewertung der Bindung zu den Betreuerinnen und Betreuern.

Ebenfalls wurde im Theorieteil dargestellt, dass der Kontakt zu den Eltern nicht abgebrochen werden sollte (es sei denn, es ist zum Wohle des Kindes oder Jugendlichen), da Bindungsbeziehungen auch bestehen bleiben, wenn die Kinder oder Jugendlichen in der Heimerziehung leben (vgl. Heidemann/Greving 2017, S. 257). Wird an der Beziehung zu den Eltern gearbeitet, so ist davon auszugehen,

dass die Beziehung positiv beeinflusst wird (vgl. Herold 2011, S. 69f.). Demnach wird folgende Hypothese aufgestellt:

Hypothese e: Vorhandener Kontakt zur Mutter wirkt sich positiv auf die Bindungsbewertung zur Mutter aus.

Mit der Frage, ob die Betreuerinnen und Betreuer in der Heimerziehung als Bindungspersonen für die Kinder und Jugendlichen bedeutsam sind, wurden zusammenhängend die Entwicklungen der Familie und der Heimerziehung herausgearbeitet. Parallel zum sozialen und gesellschaftlichen Wandel hat sich auch das Familienbild verändert. An die Stelle des traditionellen Familienbildes, welches sich durch eine bestimmte biologische Abstammung auszeichnet, tritt eine neue Betrachtung: Familie als Herstellungsleistung („Doing Family“). Dabei stehen die Gestaltungsleistungen der einzelnen Familienmitglieder sowie die Fürsorgebeziehungen untereinander im Fokus. Eine biologische Abstammung ist für die Bezeichnung Familie nicht erforderlich (vgl. BMFSFJ 2006, S. 128; vgl. Schier/Jurczyk 2007, S. 10ff.). Parallel dazu hat sich auch die Heimerziehung gewandelt. Von einer kasernenähnlichen Anstaltserziehung hin zu einer alternativen Lebensform mit familienähnlichen Strukturen (vgl. Herold 2011, S. 31; vgl. Wolf 1995, S. 12ff.). Das Besondere der Familie ist jedoch die Bereitstellung einer Bindungsbeziehung (vgl. Schleiffer 2014, S. 82). Je nach Ergebnissen der Bedeutsamkeit der Betreuerinnen und Betreuer in der Heimerziehung als Bindungspersonen für die Kinder und Jugendlichen wird ebenfalls wie bei Remiorz und Nowacki (2018) diskutiert, **ob das Setting der Heimerziehung als „Doing Family“ verstanden werden kann**. Dabei werden auch die Übertragbarkeit der Merkmale und Funktionen von Familie auf die Heimerziehung literarisch geprüft.

Die Methode zur Beantwortung der Fragestellungen und Überprüfung der Hypothesen wird in Kapitel 2 aufgezeigt.

2 Methodenteil

In dieser Arbeit wird sich der quantitativen Forschungsmethode bedient, um die Fragestellungen zu erforschen. Genauer handelt es sich um eine vollstandardisierte schriftliche Befragung mithilfe eines Fragebogens (vgl. Steiner/Benesch 2018, S. 49). Im Folgenden werden dazu die Stichprobe, der Fragebogen und die Durchführung der Forschung beschrieben.

2.1 Die Stichprobe

Aufgrund eines Praktikums in einer Wohngruppe wurden über die Bereichsleitung alle der dort ansässigen Wohngruppen angefragt, an der Forschung für diese Arbeit teilzunehmen. Es kam von vier Wohngruppen eine positive Rückmeldung.

Die Stichprobe setzte sich aus 16 Kindern und Jugendlichen ($n = 16$) aus Regel- und Intensivwohngruppen des Trägers zusammen. Die Betreuung der Kinder und Jugendlichen fand im Schichtdienst und nach dem Bezugsbetreuersystem statt. Von der Stichprobe waren zwölf weiblich und vier männlich. Zum Zeitpunkt der Befragung variierte das Alter von elf bis 20 Jahren und betrug im Durchschnitt 16,3 Jahre ($SD = 1,8$). Die Aufenthaltsdauer der Kinder und Jugendlichen in der Heim-/Wohngruppe reichte zum Zeitpunkt der Befragung von 19 Tagen bis 60 Monate. Im Durchschnitt wohnten die Betreuten 1,4 Jahre in der aktuellen Heim-/Wohngruppe. Die erste Fremdunterbringung erfolgte im Durchschnitt im Alter von 13,0 Jahren. Die Kinder und Jugendlichen lebten im Durchschnitt mit 7,7 weiteren Kindern und Jugendlichen zusammen in der Heim-/Wohngruppe. Bei 13 Kindern und Jugendlichen bestand Kontakt zur Mutter.

Da die Stichprobe von $n = 16$ sehr gering ist, wurde für die Auswertung eine Stichprobe ($n = 28$) von Remiorz und Nowacki (2018) hinzugezogen.

Diese Stichprobe setzt sich aus $n = 28$ Kindern und Jugendlichen zusammen, die in der Heimerziehung leben. Sie waren zum Zeitpunkt der Befragung im Durchschnitt 15,4 Jahre alt ($SD = 3,3$). Die Kinder und Jugendlichen lebten zum Zeitpunkt der Befragung im Mittel seit 2,9 Jahren in der Heim-/Wohngruppe mit durchschnittlich 7,5 weiteren Kindern und Jugendlichen. Bei der ersten Fremdunterbringung waren sie im Durchschnitt 9,5 Jahre alt.

2.2 Das Messinstrument

Da diese Arbeit eine Replikation der Forschung von Remiorz und Nowacki (2018) ist, wurde entsprechend auch in dieser Arbeit mit dem Fragebogen ‚Inventory of Parent and Peer Attachment‘ von Armsden und Greenberg (1987), welcher von Nowacki übersetzt wurde, geforscht (siehe Anhang S. II-IV).

Vorab des Fragebogens ‚Inventory of Parent and Peer Attachment‘ wurde eine kurze Sozialanamnese erhoben. Dies waren zunächst allgemeine Fragen zum Geschlecht, Alter sowie zur Familiensituation. Anschließend wurden Fragen zur Fremdunterbringung gestellt, mit denen erfasst wurde, wie lange die Betreuten in der zum Zeitpunkt der Befragung aktuellen Heim-/Wohngruppe leben, wie viele Kinder und Jugendlichen in dieser mit ihnen zusammen leben, wo sie vorher gelebt haben, wann sie das erste Mal fremduntergebracht waren und wie sich der Kontakt zu den Eltern gestaltet (siehe Anhang S. I).

Diese Informationen sind von Bedeutung, um Ergebnisse des Fragebogens ‚Inventory of Parent and Peer Attachment‘ mit diesen in Zusammenhang zu setzen und um zu schauen, welche Faktoren Auswirkungen auf die Bindungsbewertung haben.

Wie bereits erwähnt, besteht der Fragebogen ‚Inventory of Parent and Peer Attachment‘ im Original von Armsden und Greenberg (1987) aus drei Teilen, welche sich auf die Bindung zu Mutter, Vater und Peers beziehen. Analog zur Forschung von Remiorz und Nowacki (2018) wurde auch in dieser Arbeit der Teil für die Peers für die Betreuerinnen und Betreuer eingesetzt. Der Teil für den Vater wurde aufgrund des Umfangs und der Tatsache, dass sich in der Forschung von Remiorz und Nowacki keine Unterschiede in Bezug auf die Bindung zur Mutter und zum Vater ergaben (vgl. Remiorz/Nowacki 2018, S. 63), weggelassen. In dieser Arbeit wurde die Bewertung der Bindung zur Mutter sowie zu den Betreuerinnen und Betreuern erfasst.

Der ‚Inventory of Parent and Peer Attachment‘ erfasst die aktuelle Bindungsbewertung zu den jeweiligen Personen. Die einzelnen Teile setzen sich jeweils aus 25 Items zusammen. Diese beziehen sich auf die zwei positiven Dimensionen Vertrauen (trust) und Kommunikation (communication) sowie auf die negative Dimension Entfremdung (alienation). Mithilfe der positiven Items wird das Vertrauen der oder des Jugendlichen in die Person beurteilt. Hierbei geht es darum, ob die Person seine Wünsche und Bedürfnisse versteht und respektiert sowie sensibel auf emotionale Zustände reagiert. Mithilfe der negativen Items werden Erfahrungen

des Ärgers und der Hoffnungslosigkeit erfasst, da diese als Reaktion auf fehlende oder unzureichende Erreichbarkeit der Person angesehen werden (vgl. Armsden/Greenberg 1987, S. 432f.; vgl. Höger 2002, S. 104). Anhand einer fünf-stufigen Ratingskala mit verbaler Skalenbezeichnung (stimmt fast nie oder nie; stimmt nur selten; stimmt manchmal; stimmt oft; stimmt fast immer oder immer) werden diese Dimensionen von den Jugendlichen bewertet (vgl. Steiner/Benesch 2018, S. 58f.). Dabei wird ‚stimmt fast nie oder nie‘ mit 1, ‚stimmt nur selten‘ mit 2, ‚stimmt manchmal‘ mit 3, ‚stimmt oft‘ mit 4 und ‚stimmt fast immer oder immer‘ mit 5 kodiert. Bei den negativ formulierten Items wurde dies entsprechend umkodiert, sodass eine angekreuzte 5 in eine 1, eine 1 in eine 5, eine 4 in eine 2 und eine 2 in eine 4 umkodiert wurde (vgl. Raithel 2008, S. 96). Ausgewertet wurden die Ergebnisse mithilfe des Statistikprogramms SPSS.

Bei den Items, die sich auf die Bindung zur Mutter bezogen, waren die Items 3, 6, 8, 9, 10, 11, 14, 17, 18 und 23 negativ formuliert und wurden bei der Auswertung umkodiert. Bei der Bindung zu den Betreuerinnen und Betreuern waren es die Items 4, 5, 10, 11, 18, 22 und 23.

Anhand der Bewertung der einzelnen Items wird ein Summenwert ‚Bindung‘ erfasst. So ergibt sich ein Bindungsmaß, welches sich zwischen den Polen ‚hohe Bedeutung‘ (120) und ‚keine Bedeutung‘ (0) befindet (vgl. Armsden/Greenberg 1987, S. 438ff.; vgl. Beetz 2013, S. 149). Es werden nicht die generalisierten Bindungsrepräsentationen der Kinder und Jugendlichen gemessen, sondern die Bewertung der Bindungsbeziehung zu den Betreuerinnen und Betreuern bzw. zur Mutter aus Sicht der Kinder und Jugendlichen. Die unterschiedlichen mentalen Repräsentationen (sicher-autonom, unsicher-präokkupiert, unsicher-distanziert und unverarbeitet) der Kinder und Jugendlichen werden nicht erfasst.

Um die Ergebnisse dieser Stichprobe mit denen der Forschung von Remiorz und Nowacki (2018) zu vergleichen und zu einer Stichprobe zusammenzuführen, wurden vorab die Daten bereinigt. Da in der Forschung von Remiorz und Nowacki bei der Bindung zur Mutter ein Item (Item Nr. 7) fehlte, wurde dies auch aus der hier vorliegenden Forschung entfernt, sodass lediglich 24 Items bei der Bindung zur Mutter in die Auswertung mit einfließen. Analog wurde das entsprechende Item (Item Nr. 2) auch aus der Auswertung der Bindung zu den Betreuerinnen und Betreuern entfernt, sodass auch bei der Bindung zu den Betreuerinnen und Betreuern nur 24 Items ausgewertet wurden. Würde dort ein Item mehr mit ausgewertet

werden, würde ein höherer Summenwert entstehen, wodurch die Ergebnisse verfälscht werden könnten (vgl. Lück/Landrock 2014, S. 403).

2.3 Durchführung der Forschung

Auf einen Pre-Test wurde verzichtet, da der Fragebogen bereits eingesetzt wurde und zur Vergleichbarkeit der Daten ohnehin nicht hätte verändert werden dürfen.

Von Seiten der Verfasserin wurde Kontakt zu den teilnehmenden Wohngruppen aufgenommen und zwei Möglichkeiten zur Durchführung angeboten: Zum einen konnten die Kinder und Jugendlichen den Fragebogen bei persönlicher Anwesenheit der Verfasserin ausfüllen und eventuell aufkommende Fragen direkt an die Verfasserin stellen. Die andere Möglichkeit bestand darin, sich den Fragebogen per Mail zukommen zu lassen und ohne Beisein der Verfasserin auszufüllen. Eine Wohngruppe wünschte den persönlichen Kontakt und die Fragebögen wurden unter Anwesenheit der Verfasserin ausgefüllt. Eine andere Wohngruppe wünschte den persönlichen Kontakt zur Erklärung des Vorhabens. Diese Kinder und Jugendlichen äußerten dann den Wunsch, den Fragebogen für sich im Laufe einer Woche auszufüllen. Die Fragebögen wurden anschließend persönlich abgeholt. Die anderen zwei Wohngruppen baten um Zusendung des Fragebogens per Mail, da eine Terminfindung an dem alle Kinder und Jugendlichen anwesend sein können schwierig sei. Es erfolgte die Zusendung der ausgefüllten Fragebögen per Post. Da die Teilnahme auf Freiwilligkeit beruhte, nahmen von diesen vier Wohngruppen nicht alle Kinder und Jugendlichen teil und es gab einen Rücklauf von lediglich 16 Fragebögen.

3 Ergebnisse

Mithilfe deskriptiver Statistik wurden Mittelwertvergleiche vorgenommen, welche mit dem t-Test auf ihre statistische Signifikanz überprüft wurden. Dabei wurde ein Signifikanzniveau von 5 Prozent zugrunde gelegt (vgl. Benischek 2016, S. 103). Mithilfe von Korrelationen nach Pearson wurden Zusammenhänge zwischen verschiedenen Variablen untersucht. Die Korrelationskoeffizienten wurden wie in Tabelle 1 dargestellt interpretiert.

Tabelle 1: Interpretation von Korrelationskoeffizienten (Raithel 2008, S. 154)

Korrelationskoeffizient	Interpretation
bis 0,2	sehr geringe Korrelation
bis 0,5	geringe Korrelation
bis 0,7	mittlere Korrelation
bis 0,9	hohe Korrelation
über 0,9	sehr hohe Korrelation

Da teilweise von den Kindern und Jugendlichen Antworten ausgelassen wurden, konnten nur $n = 32$ in die Berechnungen einfließen. Die Darstellung der Ergebnisse gliedert sich entlang der Hypothesen.

Hypothese a:

H_a : Betreuerinnen und Betreuer sind als Bindungspersonen für die Kinder und Jugendlichen in der Heimerziehung mindestens genauso bedeutsam wie die Mutter.

Grundlage bilden, wie in Kapitel 2.2 bereits erwähnt, die Bindungswerte zur Mutter und zu den Betreuerinnen und Betreuern. Anschließend wurden daraus die Mittelwerte berechnet. Dabei wurde zunächst zwischen der Stichprobe dieser Arbeit und der Stichprobe von Remiorz und Nowacki unterschieden (Tabelle 2 und 3, Abbildung 1). Anschließend wurden beide Stichproben zusammengefasst (Tabelle 4, Abbildung 2).

Tabelle 2: Deskriptive Statistik zu Hypothese H_a (Stichprobe dieser Arbeit)

	n	Mittelwert	SD
Bindung zur Mutter	13	85,8	26,5
Bindung zu Betreuerinnen und Betreuern	12	92,9	12,6

Tabelle 3: Deskriptive Statistik zu Hypothese H_a (Stichprobe von Remiorz/Nowacki)

	n	Mittelwert	SD
Bindung zur Mutter	19	71,1	13,5
Bindung zu Betreuerinnen und Betreuern	20	89,1	15,7

Den Tabellen 2 und 3 ist zu entnehmen, dass in beiden Stichproben der Mittelwert der Bindung zu den Betreuerinnen und Betreuern über dem Wert der Bindung zur Mutter liegt. So beträgt der Mittelwert der Bindung zur Mutter in der Stichprobe dieser Arbeit $M = 85,8$ ($SD = 26,5$) und der Mittelwert der Bindung zu den Betreuerinnen und Betreuern liegt bei $M = 92,9$ ($SD = 12,6$). In der Stichprobe von Remiorz und Nowacki beträgt der Mittelwert der Bindung zur Mutter $M = 71,1$ ($SD = 13,5$) und der Mittelwert der Bindung zu den Betreuerinnen und Betreuern liegt bei $M = 89,1$ ($SD = 15,7$).

In der graphischen Darstellung (Abbildung 1) lässt sich Folgendes sehen:

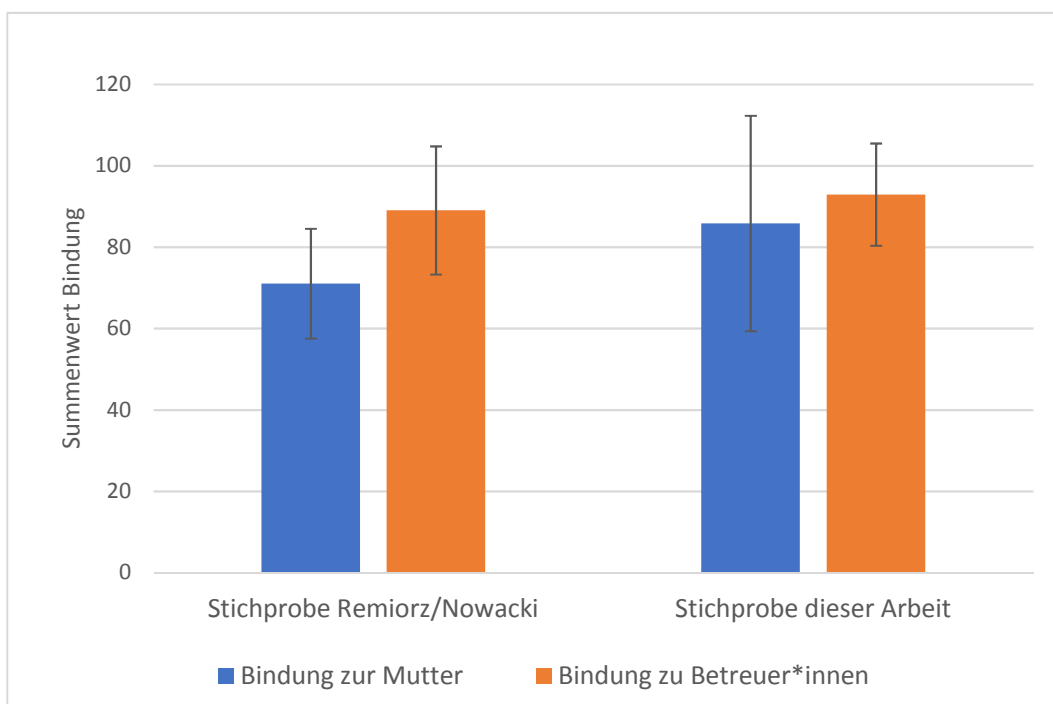


Abbildung 1: Mittelwertvergleiche mit Standardabweichung – Vergleich Bindung zu Betreuerinnen und Betreuern und Bindung zur Mutter beider Stichproben

In den Tabellen 2 und 3 wie auch in der graphischen Darstellung (Abbildung 1) ist zu erkennen, dass in beiden Stichproben die Bindung zu den Betreuerinnen und Betreuern von den Kindern und Jugendlichen besser bewertet worden ist, als die zur Mutter.

Fasst man beide Stichproben zusammen, so erhält man folgendes Ergebnis:

Tabelle 4: Deskriptive Statistik zu Hypothese H_a (beide Stichproben)

	n	Mittelwert	SD
Bindung zur Mutter	32	77,1	20,8
Bindung zu Betreuerinnen und Betreuern	32	90,5	14,5

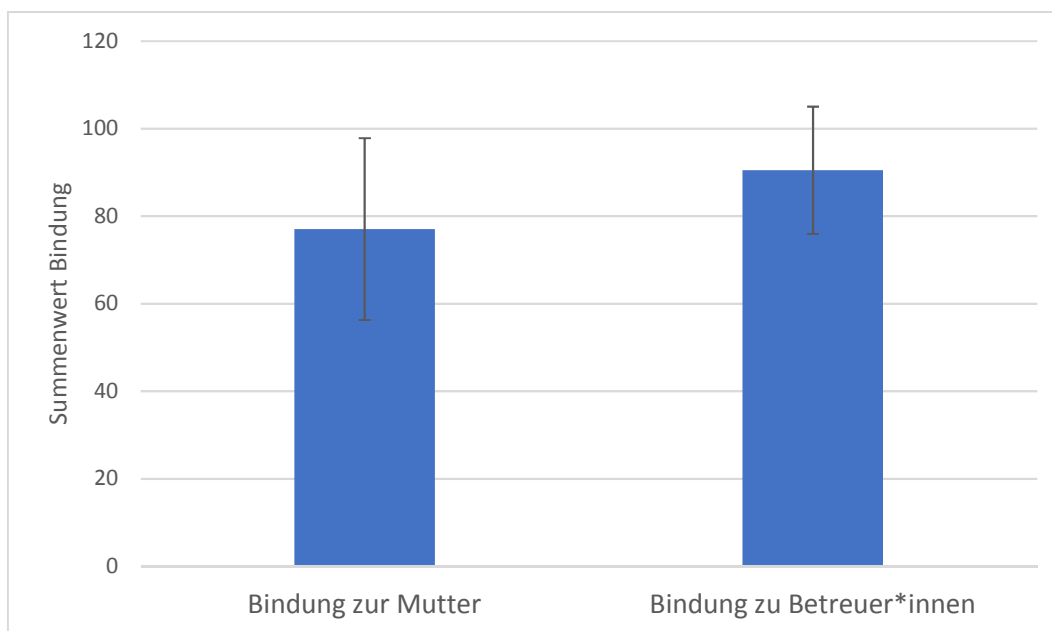


Abbildung 2: Mittelwertvergleiche mit Standardabweichung ($n = 32$) - Vergleich Bindung zu Betreuerinnen und Betreuern und Bindung zur Mutter

Wie der Tabelle 4 und Abbildung 2 zu entnehmen, ergab sich für die Stichprobe $n = 32$ für die Bindung zur Mutter ein Mittelwert von $M = 77,1$ bei einer hohen Standardabweichung von $SD = 20,8$. Für die Betreuerinnen und Betreuer ergab sich ein Mittelwert von $M = 90,5$ bei einer ebenfalls hohen Standardabweichung von $SD = 14,5$. Die hohen Standardabweichungen müssen hier beachtet werden.

Um zu überprüfen, ob die Mittelwertdifferenz von 13,4 auch statistisch signifikant ist, wurde der t-Test durchgeführt. Dabei ergab sich eine Signifikanz von $p = 0,004$ ($t = -3$), welche unterhalb des festgelegten Signifikanzniveaus von 5 Prozent liegt. Somit lässt sich sagen, dass die Bindung zu den Betreuerinnen und Betreuern von

den Kindern und Jugendlichen signifikant besser eingeschätzt wurde als die zu den Müttern. Somit kann die Hypothese angenommen werden.

Hypothese b:

H_b: Die Aufenthaltsdauer (in der aktuellen Heim-/Wohngruppe) hat eine signifikante Auswirkung auf die Bewertung der Bindung zu den Betreuerinnen und Betreuern.

Zu dieser Hypothese wurde eine Korrelation nach Pearson errechnet. Variablen waren die Summenwerte der Bindung zu den Betreuerinnen und Betreuern und die Dauer des Aufenthaltes in der zum Zeitpunkt der Befragung aktuellen Heim-/Wohngruppe.

Tabelle 5: Korrelation zu Hypothese H_b

n = 32		Bindung zu Betreuerinnen und Betreuer	Interpretation
Aufenthaltsdauer in der zum Zeitpunkt der Befragung aktuellen Heim-/Wohngruppe	Korrelation	-0,178	negative, sehr geringe Korrelation
	Signifikanz	0,330	keine Signifikanz

Ein Korrelationswert von $r = -0,178$ weist eher auf eine negative, sehr geringe Korrelation hin, die bedeuten würde, dass die Bindung zu den Betreuerinnen und Betreuern umso schlechter ist, je länger die Kinder und Jugendlichen in der Heim-/Wohngruppe leben. Jedoch wird dieser Zusammenhang statistisch nicht signifikant ($p = 0,330$), wodurch die Hypothese verworfen werden kann.

Hypothese c:

H_c: Die Anzahl der Mitbewohnerinnen und Mitbewohner in der Heim-/Wohngruppe hat eine signifikante Auswirkung auf die Bewertung der Bindung zu den Betreuerinnen und Betreuern.

Auch hier wurde zur Überprüfung der Hypothesen eine Korrelation nach Pearson durchgeführt. Die Summenwerte der Bindung zu den Betreuerinnen und Betreuern

und die Anzahl der Kinder und Jugendlichen, die mit der oder dem Betreuten in der Heim-/Wohngruppe lebten, bildeten die Variablen.

Tabelle 6: Korrelation zu Hypothese H_c

n = 32		Bindung zu den Betreuerinnen und Betreuern	Interpretation
Anzahl der Kinder und Jugendlichen die in der Heim-/Wohngruppe leben	Korrelation	0,266	positive, geringe Korrelation
	Signifikanz	0,141	keine Signifikanz

Wie in der Tabelle 6 zu sehen, beträgt der Korrelationswert $r = 0,266$ und deutet damit tendenziell auf eine Auswirkung der Anzahl der Kinder und Jugendlichen, die in der Heim-/Wohngruppe leben, auf die Bindung zu den Betreuerinnen und Betreuern hin. Und zwar würde der positive Korrelationswert darauf hindeuten, dass eine hohe Anzahl von Mitbewohnerinnen und Mitbewohnern, eine bessere Bewertung der Bindung zu den Betreuerinnen und Betreuern bedeutet. Dies wird jedoch statistisch mit $p = 0,141$ nicht signifikant. Die Hypothese kann somit verworfen werden.

Hypothese d:

H_d: Das Alter der Kinder und Jugendlichen bei ihrer ersten Fremdunterbringung hat eine signifikante Auswirkung auf die Bewertung der Bindung zu den Betreuerinnen und Betreuern.

Hierzu wurde ebenfalls eine Korrelation nach Pearson durchgeführt. Die Variablen waren die Summenwerte der Bindung zu den Betreuerinnen und Betreuern und das Alter bei der ersten Fremdunterbringung (in Jahren).

Tabelle 7: Korrelation zu Hypothese H_d

n = 31		Bindung zu den Betreuerinnen und Betreuern	Interpretation
Alter bei der ersten Fremdunterbringung	Korrelation	0,105	positive, sehr geringe Korrelation
	Signifikanz	0,575	keine Signifikanz

Der Tabelle 7 ist ein Korrelationswert von $r = 0,105$ zu entnehmen, welcher auf eine sehr geringe Korrelation hindeutet. Dieser Wert wird durch $p = 0,575$ statistisch nicht signifikant. Somit kann die Hypothese verworfen werden.

Auch wenn dazu keine Hypothese formuliert wurde, wurden explorativ die Unterschiede der Bindungsbewertung zur Mutter und zu den Betreuerinnen und Betreuern in Bezug auf das Geschlecht untersucht. Anhand deskriptiver Statistik lässt sich folgendes sehen:

Tabelle 8: Deskriptive Statistik - Vergleich der Geschlechter

Geschlecht	Bindungsbewertung	n	M	SD
weiblich	Bindung zur Mutter	18	75,9	23,2
	Bindung zu Betreuerinnen und Betreuern	18	90,2	9,9
männlich	Bindung zur Mutter	14	78,6	17,9
	Bindung zu Betreuerinnen und Betreuern	14	90,9	19,4

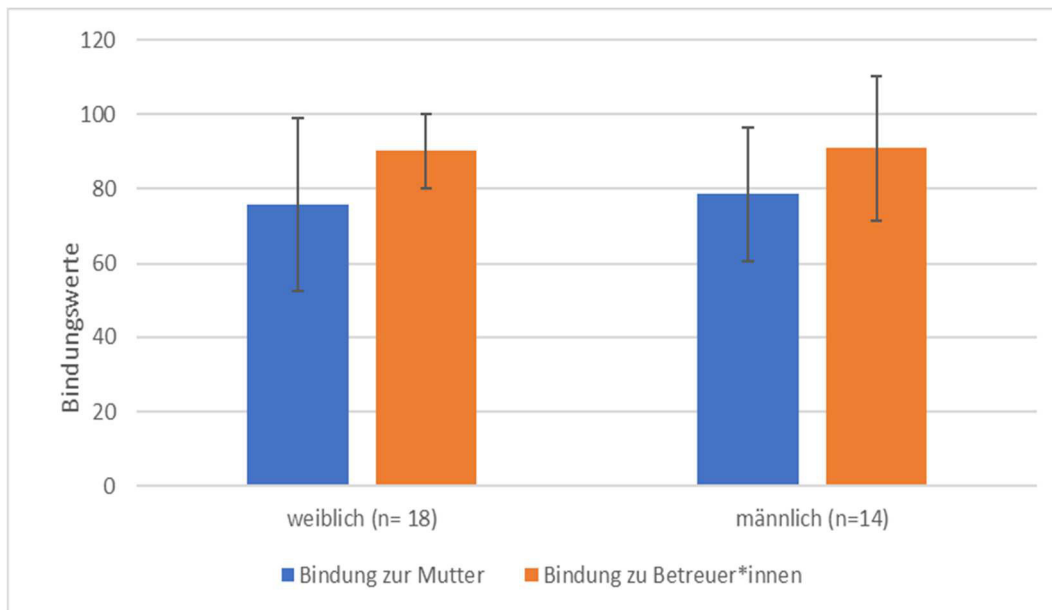


Abbildung 3: Mittelwertvergleiche mit Standardabweichung - Vergleich der Geschlechter

In der Tabelle 8 und Abbildung 3 lassen sich kaum Unterschiede zwischen Mädchen und Jungen erkennen. Der Mittelwert bei den Mädchen zur Mutter liegt bei $M = 75,9$ ($SD = 23,2$) und zu den Betreuerinnen und Betreuern bei $M = 90,2$ ($SD = 9,9$). Bei den Jungen liegt der Mittelwert der Bindung zur Mutter bei $M = 78,6$ ($SD = 17,9$) und zu den Betreuerinnen und Betreuern bei $M = 90,9$ ($SD = 19,4$). Beim t-Test ergab sich eine statistische Signifikanz von $p = 0,000$. Somit sind die Unterschiede bei den Mädchen wie auch bei den Jungen in Bezug auf die Bindungsbewertung zu den Betreuerinnen und Betreuern und zur Mutter statistisch hoch signifikant.

Somit lassen sich keine Geschlechterunterschiede in der Bewertung der Bindung zur Mutter und zu den Betreuerinnen und Betreuern feststellen. Sowohl die Mädchen als auch die Jungen bewerten die Bindung zu den Betreuerinnen und Betreuern signifikant besser als die Bindung zur Mutter.

Hypothese e:

H_e : Vorhandener Kontakt zur Mutter wirkt sich positiv auf die Bindungsbewertung zur Mutter aus.

Um diese Hypothese zu überprüfen wurden zunächst die Kinder und Jugendlichen in zwei Stichproben aufgeteilt: die eine Stichprobe ($n = 29$) hatte Kontakt zur Mutter, die andere ($n = 3$) hatte keinen Kontakt zur Mutter. Anhand deskriptiver Statistik lässt sich folgendes darstellen:

Tabelle 9: Deskriptive Statistik zu Hypothese H_e

	n	Mittelwert Bindung zur Mutter	SD
Kontakt zur Mutter	29	79,8	19,4
kein Kontakt zur Mutter	3	50,0	15,1

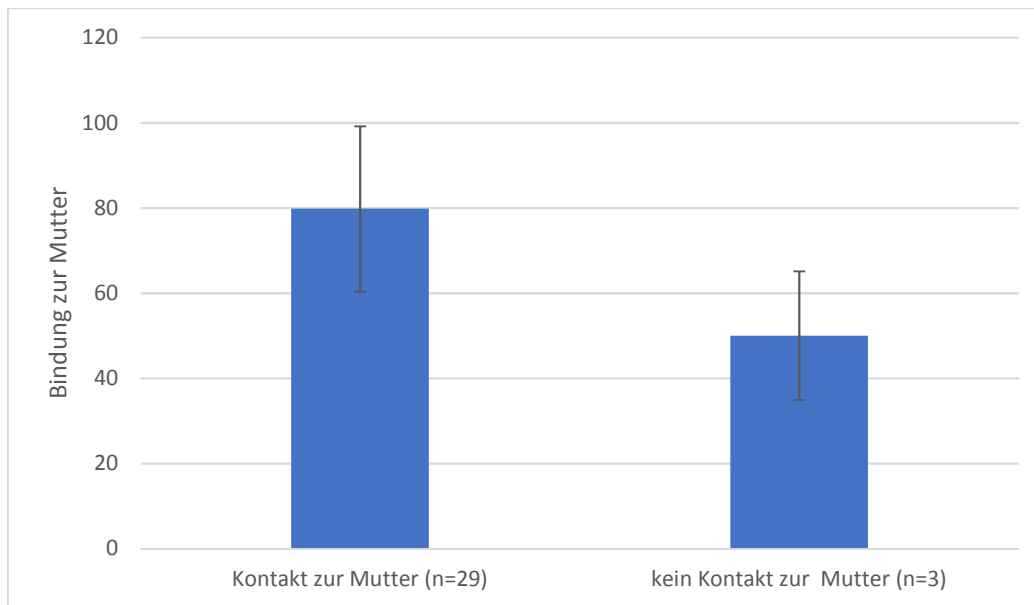


Abbildung 4: Mittelwertvergleiche mit Standardabweichung - Vergleich ‚Kontakt zur Mutter‘ und ‚kein Kontakt zur Mutter‘

Der Tabelle 9 sowie der Abbildung 4 ist zu entnehmen, dass sich bei den Kindern und Jugendlichen, die Kontakt zur Mutter haben, ein Mittelwert der Bindung zu dieser von $M = 79,8$ bei einer hohen Standardabweichung von $SD = 19,4$ ergibt. Der Mittelwert der Bindung zur Mutter der Kinder und Jugendlichen, die keinen Kontakt zu dieser haben, liegt bei $M = 50,0$ bei einer ebenfalls sehr hohen Standardabweichung von $SD = 15,1$. Bei Letzterer kommt noch hinzu, dass die Stichprobe von $n = 3$ extrem gering ist. Demnach ist der Unterschied mit Einschränkung zu bewerten.

Um zu überprüfen, ob dieser Unterschied statistisch signifikant wird, wurde der t-Test bei unabhängigen Stichproben durchgeführt. Dabei ergab sich eine Signifikanz von $p = 0,057$ ($t = -3,2$), welche zwar über dem Signifikanzniveau von 5 Prozent, aber dennoch sehr nah an diesem Wert liegt und damit eine sehr starke Tendenz aufweist. Demnach lässt sich interpretieren, dass ein deutlicher Unterschied zwischen den beiden Stichproben (kein Kontakt und bestehender Kontakt) in Bezug auf die Bindungsbewertung zur Mutter besteht. Die Bindung zur Mutter ist von

den Kindern und Jugendlichen deutlich besser eingeschätzt worden, wenn noch Kontakt zu dieser bestand. Somit kann die Hypothese angenommen werden.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass die Ergebnisse dieser Arbeit auf eine hohe Bedeutsamkeit der Betreuerinnen und Betreuer für die Kinder und Jugendlichen in der Heimerziehung als Bindungspersonen schließen lassen. Die Bewertung der Bindung zu den Betreuerinnen und Betreuern lag signifikant über derjenigen zur Mutter. Betrachtet man die Geschlechter getrennt, so ergab sich ebenfalls dieses Ergebnis. Die Faktoren Aufenthaltsdauer, Anzahl der Mitbewohnerinnen und Mitbewohner, Alter bei der ersten Fremdunterbringung sowie Geschlecht hatten auf die Bindungsbewertung zu den Betreuerinnen und Betreuern keine signifikante Auswirkung. Auf die Bewertung der Bindung zur Mutter wirkte sich bestehender Kontakt zu dieser positiv aus. Diese Ergebnisse werden im Folgenden diskutiert.

4 Diskussion

Zunächst werden die Ergebnisse entlang der Fragestellungen interpretiert und mit der Theorie und den vorgestellten Studien verglichen. Anschließend wird die hier verwendete Forschungsmethode kritisch reflektiert. Abgerundet wird dieses Kapitel mit den Schlussfolgerungen für die Praxis, die sich aus den Ergebnissen und der Theorie ergeben. Dabei liegt ein besonderer Fokus auf der Beziehungsgestaltung zwischen Betreuerinnen und Betreuern und Kindern bzw. Jugendlichen.

4.1 Interpretation

Die zentrale Fragestellung dieser Arbeit lautet: Sind die Betreuerinnen und Betreuer als Bindungspersonen für die Kinder und Jugendlichen in der Heimerziehung bedeutsam?

Diese Frage kann aufgrund der Ergebnisse dieser Arbeit bestätigt werden: Betreuerinnen und Betreuer sind als Bindungspersonen für die Kinder und Jugendlichen in der Heimerziehung bedeutsam. Die Repräsentativität ist aufgrund der kleinen Stichprobe zwar eingeschränkt, jedoch kam sowohl bei der Stichprobe $n = 16$ als auch bei der Stichprobe $n = 28$ das gleiche Ergebnis heraus. In beiden Stichproben liegt der Mittelwert für die Bindung zur Mutter unter dem Mittelwert für die Bindung zu den Betreuerinnen und Betreuern. Fasst man beide Stichproben zusammen, so liegt der Mittelwert für die Bindung zu den Betreuerinnen und Betreuern ebenfalls signifikant ($p = 0,004$) über dem der Mutter.

Somit deckt sich dieses Ergebnis mit der Forschung von Remiorz und Nowacki (vgl. Remiorz/Nowacki 2018, S. 63). Auch Esser stellte in seiner Befragung ehemaliger Heimkinder fest, dass nach eigenen Angaben 81,9 Prozent eine Bindungsperson in der Heimerziehung fanden (vgl. Esser 2010, S. 450). Abweichend kamen Schleiffer und Müller sowie Nowacki zu dem Ergebnis, dass der Anteil von Kindern und Jugendlichen in der Heimerziehung mit unsicheren Bindungsrepräsentationen sehr hoch ist (vgl. Schleiffer/Müller 2002, S. 755f.; vgl. Nowacki 2007, S. 166f.). Hier sei jedoch anzumerken, dass Schleiffer und Müller sowie Nowacki mit dem AAI die generalisierten Bindungsrepräsentationen erfassten (vgl. Schleiffer/Müller 2002, S. 752f.; vgl. Nowacki 2007, S. 120ff.) und Remiorz und Nowacki (2018) sowie die Forschung dieser Arbeit hingegen die Bindungsbewertung an bestimmte Personen erhoben haben. Hochflizer hat unter anderem ebenfalls die Bindung speziell an die Betreuerinnen und Betreuer erhoben. Auch er kam zu dem abweichenden Ergebnis, dass der Anteil der Kinder und Jugendlichen, die eine

Bindungsbeziehung zu den Betreuerinnen und Betreuern aufbauten sehr gering ist (vgl. Hochflizer 2008, S. 138ff.). Hier sei anzumerken, dass Hochflizer die einzelnen Bindungsrepräsentationen mit Interviews erfasst hat (vgl. Hochflizer 2008, S. 84f.) und Remiorz und Nowacki sowie die vorliegende Forschung den gleichen Fragebogen verwendeten. Hier ist zu diskutieren, ob das Ergebnis eventuell von der verwendeten Forschungsmethode abhängig und auf einen Fragebogeneffekt des ‚Inventory of Parent and Peer Attachment‘ zurückzuführen ist. Dem stehen jedoch die qualitativen Ergebnisse der Forschung von Remiorz und Nowacki gegenüber. Remiorz und Nowacki führten zusätzlich zu dem Fragebogen ‚Inventory of Parent and Peer Attachment‘ qualitative Interviews mit einigen Kindern und Jugendlichen durch. Auch hier ließ sich eine hohe Bedeutsamkeit der Betreuerinnen und Betreuer für die Kinder und Jugendlichen nachweisen (vgl. Remiorz/Nowacki 2018, S. 65f.).

Gründe, warum die Betreuerinnen und Betreuer, trotz nicht permanenter Verfügbarkeit, eine hohe Bedeutsamkeit als Bindungspersonen für die Kinder und Jugendlichen in der Heimerziehung haben können, wurden in der Theorie bereits dargestellt. Dazu zählen zum einen die Tatsache, dass Betreuerinnen und Betreuer immer wieder Ansprechpartnerinnen und Ansprechpartner in bindungsrelevanten Situationen darstellen und so als sichere Basis fungieren können (vgl. Hochflizer 2008, S. 273; vgl. Remiorz/Nowacki 2018, S. 61f.). Auch durch das häufig praktizierte Bezugsbetreuersystem wird den Kindern und Jugendlichen der Beziehungsaufbau zu den Betreuerinnen und Betreuern erleichtert (vgl. Schroll 2007, S. 17f.; vgl. Geißler 2009, S. 21). Zudem wurde im Theorieteil das veränderte Bindungsverhalten und der veränderte Bedarf nach kontinuierlicher Verfügbarkeit der Bindungspersonen erläutert. So nimmt mit zunehmendem Alter das Bedürfnis nach direkter, körperlicher Nähe durch bereits im inneren Arbeitsmodell internalisierte Bindungsrepräsentationen ab. Anstelle der physischen Nähe tritt die psychische Nähe (vgl. Zimmermann/Becker-Stoll/Mohr 2016, S. 251f.; vgl. Grossmann/Grossmann 2017, S. 514).

Durch die Ergebnisse dieser Arbeit können die in der Literatur immer wieder erwähnten negativen Rahmenbedingungen wie Schichtdienst und Personalfuktuation, durch welche eine kontinuierliche, langfristige Verfügbarkeit der Betreuerinnen und Betreuer eingeschränkt ist, nicht als komplettes Ausschlusskriterium für das Entstehen einer Bindungsbeziehung gesehen werden (vgl. Senckel 2007, S. 68). Aufgrund bindungstheoretischer Grundannahmen braucht es jedoch eine gewisse Kontinuität zum Aufbau einer Bindungsbeziehung. Deshalb sollten die

Rahmenbedingungen der Heimerziehung die Kontinuität der Betreuerinnen und Betreuer dennoch so hoch wie möglich zulassen (vgl. Howes 1999, S. 673f.; vgl. Unzner 2009, S. 321).

Insgesamt kann festgehalten werden, dass die Bedeutsamkeit der Betreuerinnen und Betreuer als Bindungspersonen für die Kinder und Jugendlichen, die in der Heimerziehung leben, als hoch eingeschätzt werden kann.

Des Weiteren wurden zur Erklärung der Bindungsbeziehungen zu den Betreuerinnen und Betreuern einige Faktoren herangezogen. Es wurde untersucht, ob diese Auswirkungen auf die Bindungsbewertung zu den Betreuerinnen und Betreuern haben.

Untersucht wurden die Faktoren Aufenthaltsdauer, die Anzahl der Mitbewohnerinnen und Mitbewohner einer Heim-/Wohngruppe, das Alter bei der ersten Fremdunterbringung sowie explorativ das Geschlecht. Es stellte sich bei der Forschung heraus, dass keiner dieser Faktoren eine signifikante Auswirkung auf die Bindung zu den Betreuerinnen und Betreuern hatte.

Die Aufenthaltsdauer wurde als bedeutender Wirkfaktor in der Heimerziehung nachgewiesen (vgl. Macsenaere/Esser 2015, S. 64ff.). Eine signifikante Auswirkung der Aufenthaltsdauer auf die Bewertung der Bindung zu den Betreuerinnen und Betreuern ließ sich in dieser Arbeit nicht belegen ($r = -0,178$; $p = 0,330$). Dies ließe sich einerseits auf die geringe (und dadurch eingeschränkt repräsentative) Stichprobengröße zurückführen.

Ursächlich hierfür könnte hingegen auch sein, dass mit zunehmender Aufenthaltsdauer der Bindungsaufbau, welcher lange Zeit bedarf, zwar stabiler wird, aber damit gleichzeitig auch Grenzen von Seiten der oder des Betreuten getestet werden. Reagiert die Betreuerin oder der Betreuer auf diese mit korrigierenden Erfahrungen, so kann das Kind bzw. die oder der Jugendliche verunsichert und dadurch wütend oder ängstlich werden. Denn neue, korrigierende Erfahrungen, die nicht zu den bisherigen Erfahrungen und den bestehenden Repräsentationen passen, verunsichern, auch wenn es positive Erfahrungen sind. Diese Verunsicherung könnte sich auf die Bewertung der Bindung zu den Betreuerinnen und Betreuern im Fragebogen auswirken. Der dadurch eventuell entstehende geringere Summenwert wäre dann nicht als eine schlechtere Bindungsvoraussetzung zu interpretieren, sondern eventuell als eine stabile Bindungsbeziehung, die bereits korrigierende Erfahrungen zulässt, welche bei der oder dem Betreuten möglicherweise Verunsicherung, Angst oder Wut auslösen (vgl. Schleiffer 2014, S. 243; vgl. Unzner 2001,

S. 352; vgl. Flosdorf 1987, S. 165). Somit ließe sich erklären, dass die Bewertung der Bindung zu den Betreuerinnen und Betreuern nicht linear zur Aufenthaltsdauer steigt und somit keine signifikante Auswirkung festgestellt werden konnte. Hier wäre es von Interesse, die unterschiedlichen Bindungsrepräsentationen der Kinder und Jugendlichen mit dem AAI zu erfassen und dann zu schauen, ob die Aufenthaltsdauer darauf Auswirkungen hat.

Die Anzahl der Kinder und Jugendlichen, die in einer Heim-/Wohngruppe leben, hatte in dieser Arbeit ebenfalls keine signifikante Auswirkung auf die Bindungsbewertung zu den Betreuerinnen und Betreuern ($r = 0,266$; $p = 0,141$). Bowlby benennt eine Gruppengröße von acht bis maximal zwölf Kindern oder Jugendlichen als Rahmen, der eine individuelle Erziehung und einen Bindungsaufbau in persönlicher Atmosphäre erlaube (vgl. Bowlby 2016, S. 130). Das in dieser Arbeit keine signifikante Auswirkung gefunden wurde, könnte möglicherweise an der geringen Stichprobe liegen oder aber daran, dass das Maximum der Mitbewohnerinnen und Mitbewohner dieser Stichprobe bei elf lag und damit eben unter diesem Rahmen liegt. In weiteren Forschungen sollte eine breiter gestreute Stichprobe zur Überprüfung herangezogen werden.

Die leichte Tendenz, dass je höher die Anzahl der Mitbewohnerinnen und Mitbewohner desto besser die Bewertung der Bindung zu den Betreuerinnen und Betreuern ($r = 0,266$), lässt sich möglicherweise mit der Form der Wohngruppe erklären. In der Stichprobe der vorliegenden Arbeit wurden Regel- und Intensivwohngruppen befragt. In Intensivwohngruppen leben meist weniger Kinder und Jugendliche, welche einen höheren Bedarf und meistens auch mehr negative Vorerfahrungen mitbringen (vgl. Heidemann/Greving 2017, S. 55). Hier lässt sich diskutieren, ob die negativen Erfahrungen auch eher mit unsicheren Bindungsrepräsentationen einhergehen und damit die Bewertung der Bindung zu den Betreuerinnen und Betreuern schlechter ausfällt. Somit ließe sich erklären, warum bei einer geringeren Anzahl an Mitbewohnerinnen und Mitbewohnern die Bindung zu den Betreuerinnen und Betreuern möglicherweise schlechter bewertet wird und sich eine positive Korrelation von $r = 0,266$ ergab. Diese Korrelation wird jedoch statistisch nicht signifikant ($p = 0,141$). Zu dieser These sollten weitere Forschungen durchgeführt werden.

Die Auswirkung des Alters bei der ersten Fremdunterbringung auf die Bewertung der Bindung zu den Betreuerinnen und Betreuern wurde ebenfalls untersucht. Macsenaere stellte das Alter bei der ersten Fremdunterbringung als einen

Wirkfaktor heraus (vgl. Macsenaere 2014, S. 596). Hierbei war die Vorannahme, dass je jünger die Kinder und Jugendlichen bei ihrer ersten Fremdunterbringung waren, desto weniger sind die Bindungsrepräsentationen gefestigt, wodurch bessere Chancen für eine Modifikation vorliegen (vgl. Macsenaere/Esler 2015, S. 51f.). Dem gegenüber steht jedoch, dass Kinder und Jugendliche, die früh ihre Herkunftsfamilie verlassen mussten, auch viele Wechsel der Fremdunterbringung hinter sich haben können (vgl. Esler 2014, S. 145). Viele Wechsel und Abbrüche der Bezugspersonen können die unsicheren Bindungsrepräsentationen negativ beeinflussen (vgl. Bowlby 2016, S. 44; vgl. Höfer 2010, S. 143f.). Abweichend ergab sich in der Forschung dieser Arbeit keine signifikante Auswirkung ($r = 0,105$; $p = 0,575$). Auch an dieser Stelle könnte die geringe Stichprobengröße ursächlich sein.

Auch die Unterschiede in Bezug auf das Geschlecht wurden untersucht. Hier ergaben sich bei beiden Geschlechtern ebenfalls Unterschiede in Bezug auf die Bewertung der Bindung zu den Betreuerinnen und Betreuern und zur Mutter. Sowohl bei den Mädchen als auch bei den Jungen haben die Betreuerinnen und Betreuer eine hohe Bedeutsamkeit als Bindungspersonen. Auch an dieser Stelle ist die geringe Stichprobengröße zu berücksichtigen. Aus diesem Ergebnis lässt sich schlussfolgern, dass von Seiten der Betreuerinnen und Betreuer keine großen Unterschiede bezüglich des Geschlechts in Bezug auf die Beziehungsgestaltung gemacht werden müssen.

In Bezug auf die in der vorliegenden Arbeit untersuchten Faktoren lässt sich jedoch nicht sagen, dass diese auf die Grundgesamtheit übertragen keine Auswirkungen auf die Bewertung der Bindung zu den Betreuerinnen und Betreuern haben, da die Stichprobe dieser Arbeit nur eingeschränkt repräsentativ ist. Insgesamt decken sich die Ergebnisse dieser Forschung allerdings mit denen der Forschung von Remiorz und Nowacki. Auch sie konnten in ihrer Forschung keine Auswirkung des Geschlechts, der Aufenthaltsdauer, des Alters bei der ersten Fremdunterbringung und der Anzahl der Mitbewohnerinnen und Mitbewohner in Bezug auf die Bewertung der Bindung zu den Betreuerinnen und Betreuern feststellen (vgl. Remiorz/Nowacki 2018, S. 63).

Nachdem einige Faktoren zur Erklärung der Bewertung der Bindung zu den Betreuerinnen und Betreuern untersucht wurden, ist auch ein Faktor erforscht worden, der sich auf die Bindungsbewertung zur Mutter bezieht. Es wurde untersucht, ob sich der bestehende Kontakt zur Mutter positiv auf die Bindungsbewertung zu

dieser auswirkt. Es stellte sich heraus, dass diejenigen, die Kontakt zur Mutter hatten, die Bindung zu dieser besser bewerteten ($p = 0,057$). Dieser Unterschied liegt über dem festgelegten Signifikanzniveau, es ist aber dennoch eine starke Tendenz zu erkennen. Aufgrund der extrem geringen Stichprobe, vor allem bei denjenigen, die keinen Kontakt zur Mutter haben ($n = 3$), muss der Unterschied mit Einschränkung interpretiert werden.

Das Ergebnis lässt sich damit erklären, dass viele Kinder und Jugendliche, die in der Heimerziehung leben, unsichere Bindungsrepräsentationen aufweisen, welche auf nicht tragfähige oder verzerrte Beziehungen zu den Eltern zurückzuführen sind (vgl. Schleiffer/Müller 2002, S. 755f.; vgl. Nowacki 2007, S. 166f.; vgl. Günder 2015, S. 101). Die Klärung und Aufarbeitung der Eltern-Kind-Beziehung (bzw. in Bezug auf diese Arbeit Mutter-Kind-Beziehung) ist Teil der Elternarbeit in der Heimerziehung (vgl. Macsenaere/Esser 2015, S. 69; vgl. Herold 2011, S. 69f.; vgl. Heidemann/Greving 2017, S. 259). Beziehungen entstehen in Interaktionen und es braucht Interaktionen um diese zu verändern (vgl. Gahleitner 2017, S. 35; vgl. Lenz/Nestmann 2009, S. 11). Demnach wird der Kontakt zur Mutter benötigt, um die Beziehung positiv zu fördern. Wird der Kontakt aufrechterhalten oder aufgebaut und die Beziehung als Teil der Elternarbeit zwischen Kind bzw. Jugendlichen und Mutter aufgearbeitet, geklärt und positiv gefördert, so könnte sich dies auch auf die Bewertung der Bindung zu dieser im Fragebogen auswirken.

Die Kinder und Jugendlichen, bei denen kein Kontakt zur Mutter besteht, haben auch nicht die Möglichkeit die Beziehung zu dieser zu klären und zu verbessern. Dies kann sich negativ auf die Bewertung auswirken, da die eventuell vorhandenen negativen Beziehungen bestehen bleiben. Es ist jedoch auch möglich, dass diejenigen, die die Bindung zur Mutter schlechter bewerten als diejenigen, die Kontakt haben, genau deshalb keinen Kontakt haben (wollen), weil die Beziehung eben so negativ behaftet ist (vgl. Günder 2015, S. 101). Bei dem Aufbau oder der Aufrechterhaltung des Kontaktes zu den Eltern bzw. zur Mutter sollte immer auf die Bedürfnisse der oder des Betreuten geachtet werden (vgl. Günder 2015, S. 15).

Insgesamt müssten noch umfangreichere Forschungen vorgenommen werden, um die Ursache der besseren Bewertung der Bindung zu Betreuerinnen und Betreuern im Vergleich zur Bewertung der Bindung zur Mutter von den Kindern und Jugendlichen, die in der Heimerziehung leben, zu erhellen.

Eine weitere Fragestellung dieser Arbeit war, ob das Setting der familienähnlichen Heimerziehung auch unter den Begriff ‚Doing Family‘ gefasst werden kann. Dazu

wird an dieser Stelle verglichen, ob die Funktionen und Merkmale von Familie (Kapitel 1.2.1) auch auf die familienähnliche Heimerziehung (Kapitel 1.3.3) zutreffen.

Als Funktion von Familie sei zunächst die Reproduktion zu nennen, welche das Zeugen von Nachwuchs und deren Versorgung und Entwicklungsförderung meint (vgl. Dienel 2002, S. 22). Das Zeugen von Nachwuchs ist keine Funktion von Heimerziehung. Die Versorgung und Entwicklungsförderung hingegen ist ein primäres Ziel von Heimerziehung (vgl. §34 SGB VIII). Als weitere Funktion zählt die Sozialisationsfunktion, welche die Vermittlung von Basiskompetenzen, Werten und Normen einschließt (vgl. Träger 2009, S. 18; vgl. Böllert/Peter 2014, S. 121; vgl. Remiorz/Nowacki 2018, S. 61). Auch in der Heimerziehung ist die Sozialisation eine wichtige Aufgabe (vgl. Freigang 2014, S. 106; vgl. Heitkamp 1984, S. 172f.). Des Weiteren zählt zu den Funktionen der Familie, das gemeinsame Haushalten (Dienel 2002, S. 22; vgl. Träger 2009, S. 18). In der Heimerziehung gehören z.B. Einkäufe von Lebensmitteln, Hygieneartikeln, Schulmaterialien, Bekleidung etc. sowie das gemeinsame Zubereiten und Einnehmen von Mahlzeiten zum Alltag dazu, so dass auch diese Aufgabe in der Heimerziehung Bestandteil ist (vgl. Heidemann/Greving 2017, S. 152f.; vgl. Freigang 2014, S. 108). Die Regenerationsfunktion, welche die psychische und physische Erholung und Gesunderhaltung meint (vgl. Gerlach 2010, S. 43; vgl. Dienel 2002, S. 22), ist ebenfalls in der Heimerziehung alltäglich. Für die physische Gesundheit gehören Arztbesuche zu den Aufgaben der Heimerziehung. Zum anderen ist es Aufgabe der Heimerziehung negative Erfahrungen und psychische Belastungen aufzuarbeiten und wenn notwendig, auch therapeutische Maßnahmen einzuleiten, um die psychische Gesundheit der Kinder und Jugendlichen herzustellen (vgl. Rosigkeit/Daniel 2014, S. 85; vgl. Heidemann/Greving 2017, S. 109ff.; vgl. Heitkamp 1984, S. 172). Somit lässt sich festhalten, dass die Funktionen von Familie auch in der Heimerziehung Bestandteile des Alltags sind.

Zu den Merkmalen der Familie gehört zum einen die Generationendifferenzierung, was bedeutet, dass mindestens zwei Generationen zusammenleben. Mindestens ein Mitglied der älteren Generation nimmt eine soziale Elternrolle ein (vgl. Schleifer 2015, S. 59). Da die Betreuerinnen und Betreuer in der Heimerziehung eine professionelle Qualifikation (Ausbildung oder Studium) besitzen (siehe Kapitel 1.3.3), sind sie älter als die zu Betreuenden. Betreuerinnen und Betreuer fungieren hingegen nicht als Elternersatz (vgl. Heitkamp 1984, S. 143; vgl. Unzner 2001, S. 356). Jedoch übernehmen sie im Alltag der Kinder und Jugendlichen viele Aufgaben der Eltern, wie z.B. das morgentliche Wecken, gemeinsames Frühstück,

Hilfe bei den Hausaufgaben, als Gesprächspartner zur Verfügung stehen etc. (vgl. Heidemann/Greving 2017, S. 105ff.).

Ein weiteres Merkmal, welches insbesondere zur Familie nach der Definition über ‚Doing Family‘ gehört, ist die Herstellung des gemeinsamen Alltags und die Herstellung eines Gemeinschaftsgefühls (vgl. Jurczyk 2014, S. 61f.). Auch in der Heimerziehung müssen verschiedene Schul- und eventuell Ausbildungszeiten sowie Hobbyzeiten und sonstige verpflichtende Termine koordiniert werden, damit sich trotz der meist großen, ‚künstlichen Familie‘ gemeinsame Zeiten für Austausch und die Entwicklung eines Gruppengefühls ergeben. Dazu bieten sich beispielsweise das gemeinsame Abendessen an (vgl. Heidemann/Greving 2017, S. 101ff.). Die Entwicklung eines Wir-Gefühls ist besonders in der Heimerziehung immer wieder Thema. Denn durch die Neuaufnahme oder den Auszug eines Kindes oder Jugendlichen wird die Gruppe sich immer wieder neu finden müssen. Durch begleitende und gezielte Unterstützung und Interventionen der Betreuerinnen und Betreuer ist es dennoch möglich, ein Gruppengefühl in der Heimerziehung zu erreichen (vgl. Heidemann/Greving 2017, S. 94ff.).

Neben diesen Funktionen und Merkmalen ist das Besondere der Familie das Bereitstellen von Bindungsbeziehungen (vgl. Bowlby 2018, S. 10; vgl. Schleiffer 2014, S. 82). Unter ‚Doing Family‘ definiert sich eine Familie nicht über biologische Abstammung, sondern über emotionsbasierte Fürsorgebeziehungen (vgl. Schier/Jurczyk 2007, S. 11). Die Gruppe in der Heimerziehung setzt sich ebenfalls nicht durch eine biologische Abstammung zusammen (vgl. Freigang 2014, S. 109). Die Frage nach den emotionsbasierten Fürsorge- und Bindungsbeziehungen wurde in der Forschung dieser Arbeit untersucht. Es stellte sich heraus, dass die Betreuerinnen und Betreuer in der Heimerziehung eine hohe Bedeutsamkeit als Bindungspersonen für die Kinder und Jugendlichen haben. Aufgrund der Vergleichbarkeit der Funktionen und Merkmale sowie der hohen Bedeutsamkeit der Betreuerinnen und Betreuer als Bindungspersonen für die Kinder und Jugendlichen lässt sich die familienähnliche Heimerziehung als ‚Doing Family‘ bezeichnen. Auch wenn niemals die Beziehungsdichte einer Familie erreicht werden kann (vgl. Heidemann/Greving 2017, S. 143), so wird die familienähnliche Heimerziehung dennoch durch den Wandel des Familienbildes eine von vielen möglichen Formen des Aufwachsens (vgl. Winkler 1990, S. 437).

4.2 Methodenkritik

An dieser Stelle wird die verwendete Methode kritisch reflektiert.

Zunächst seien dazu allgemeine Nachteile von Bindungsfragebögen zu nennen. So setzen diese „eine gewisse Fähigkeit und Bereitschaft voraus, die eigenen Bindungsbeziehungen zu reflektieren und auch dann adäquat zu beschreiben, wenn sie mit negativen Emotionen verbunden sind“ (Zimmermann/Becker-Stoll/Mohr 2016, S. 253f.). Zudem kann bei Studien mit Fragebögen „die Idealisierung der Beziehung nicht kontrolliert und die Art der mentalen Organisation nicht erfasst werden“ (Zimmermann/Becker-Stoll/Mohr 2016, S. 253). Letzteres stellt für Fragestellungen in dieser Arbeit kein Problem dar, da herausgefunden werden soll, ob die Betreuerinnen und Betreuer in der Heimerziehung für die Betreuten bedeutsam sind. Die einzelnen Bindungsrepräsentationen zu unterscheiden ist nicht Ziel dieser Arbeit.

Des Weiteren erfassen die Fragebögen die aktuelle Bindungsbewertung. Das bedeutet, dass auch aktuelle Konflikte mit in die Bindungsbewertung im Fragebogen einfließen, was letztere negativ beeinflussen kann. Aber auch Idealisierungen der Betreuerinnen und Betreuer fließen mit ein (vgl. Zimmermann/Becker-Stoll/Mohr 2016, S. 253).

In der Forschung der vorliegenden Arbeit war nicht klar, ob die Kinder und Jugendlichen die Bindung zu ihrer leiblichen oder sozialen Mutter bewerteten. Um differenziertere Aussagen zu treffen, sollte dies in zukünftigen Forschungen berücksichtigt werden. Um auch bei der Bindungsbewertung der Betreuerinnen und Betreuer differenziertere Aussagen treffen zu können, wäre es hilfreich gewesen, zu erfassen, ob sich die Beantwortung auf die Bezugsbetreuerin oder den Bezugsbetreuer bezieht oder nicht. Auch wäre es sinnvoll gewesen zu erfragen, ob die Betreuerin oder der Betreuer schon seit Unterbringungsbeginn in der Heim-/Wohngruppe beschäftigt ist oder erst später hinzugekommen ist und ob es sich um eine Betreuerin oder einen Betreuer handelte. Mit diesen Informationen hätte man differenziertere Zusammenhänge mit der Bewertung der Bindung zu den Betreuerinnen und Betreuern untersuchen können. Das Hauptaugenmerk dieser Forschung lag jedoch auf der generellen Frage nach der Bewertung der Bindung zu den Betreuerinnen und Betreuern aus Sicht der Kinder und Jugendlichen. In Bezug auf diese Fragestellung lieferte die Forschung ausreichend Informationen und es konnte ein deutlicher, signifikanter Unterschied in Bezug auf die Bindungsbewertungen zu den Betreuerinnen und Betreuern und Müttern nachgewiesen werden.

Wie bereits in Kapitel 4.1 erwähnt, war die Stichprobe dieser Arbeit mit $n = 16$ sehr gering und dadurch nur eingeschränkt repräsentativ. Zudem wurden die Kinder und Jugendlichen alle in Heim-/Wohngruppen betreut, die unter der gleichen Trägerschaft standen. Diese Kritikpunkte konnten jedoch mit der Hinzunahme der Stichprobe von Remiorz und Nowacki entschärft werden. So bildete sich eine größere Stichprobe von $n = 32$ und es kamen Kinder und Jugendliche aus Heim-/Wohngruppen anderer Träger zusammen. Dennoch wäre eine noch größere Stichprobe mit mehr Heterogenität in Bezug auf die Trägerschaft und Anzahl der Mitbewohnerinnen und Mitbewohner für weitere Forschungen empfehlenswert. Nichtsdestotrotz ließ sich in der vorliegenden Forschung wie auch in der Forschung von Remiorz und Nowacki (2018) das gleiche Ergebnis nachweisen.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass die Forschung dieser Arbeit trotz der Kritikpunkte von Bedeutung ist. So leistet sie einen Beitrag zu dem wenig erforschten Bereich der Bedeutung der Betreuerinnen und Betreuer als Bindungspersonen für die in Heimerziehung lebenden Kinder und Jugendlichen. Im Folgenden wird auf die Schlussfolgerungen für die Praxis eingegangen.

4.3 Schlussfolgerungen für die Praxis

Wie bereits in Kapitel 1 aufgeführt, sind Kinder und Jugendliche mit unsicheren Bindungsrepräsentationen in der Heimerziehung überrepräsentiert (vgl. Schleiffer/Müller 2002, S. 755f.; vgl. Nowacki 2007, S. 166f.). Heimerziehung sollte als Ziel den Aufbau oder den Erhalt sicherer (Bindungs-)Beziehungen und Bindungsrepräsentationen haben (vgl. Höfer 2010, S. 120; vgl. Senckel 2007, S. 64). Um die häufig vorhandenen unsicheren Bindungsrepräsentationen zu modifizieren, bedarf es mindestens eine verlässliche und feinfühligke Bezugsperson (vgl. Höfer 2010, S. 134).

Da im Jugendalter neue Bindungspersonen hinzukommen und Heimerziehung ein einschneidendes Ereignis sein kann, können Bindungsrepräsentationen positiv verändert werden (vgl. Bowlby 2015, S. 21; vgl. Günder 2014, S. 16). Da in der Forschung dieser Arbeit eine hohe Bedeutsamkeit der Betreuerinnen und Betreuer als Bindungspersonen nachgewiesen wurde, ist es möglich, dass korrigierende Bindungserfahrungen mit Betreuerinnen und Betreuern gemacht werden können (vgl. Schleiffer 2014, S. 242f.).

Damit Betreuerinnen und Betreuer Bindungspersonen werden, müssen zunächst Beziehungen bestehen. Denn Bindungen entstehen aus stabilen, tragfähigen

Beziehungen heraus (vgl. Lenz/Nestmann 2009, S. 11; vgl. Unzner 2009, S. 321). Was den Beziehungsaufbau in der Praxis erschwert und was hilfreich ist wird in diesem Kapitel dargestellt.

Zunächst einmal seien die komplexen Situationen, die die Arbeit in der Heimerziehung betreffen zu nennen. So ist die Heimerziehung ein ‚künstlicher Kontext‘, in dem sich die Mitglieder die Zusammensetzung der Gruppe nicht aussuchen können (vgl. Freigang 2014, S. 109). Zudem muss die Beziehung zwischen den Betreuten und den Betreuenden „ohne einen für beide gleichermaßen existenziell wichtigen und identitätsstiftenden Kontext [...] auskommen“ (Müller 2006, S. 378). Denn für die Betreuerinnen und Betreuer ist die Heimerziehung ein Arbeitsplatz (häufig mit Schichtdienst), den sie irgendwann verlassen und somit auch die Beziehung abgebrochen wird (vgl. Günder 2015, S. 102). Dennoch sollen die Betreuerinnen und Betreuer auf der einen Seite vertrauensvolle Beziehungen eingehen und auf der anderen Seite eine gewisse Distanz wahren (vgl. Günder 2015, S. 102; vgl. Müller 2006, S. 377). Hier stellt sich die Herausforderung für die Betreuerinnen und Betreuer, dass sie einerseits professionelle Beziehungen zu den Kindern und Jugendlichen aufbauen sollen, womit die Erfüllung der Berufsrolle (Rollenbeziehung) gemeint ist, und andererseits gewissermaßen persönliche (emotionsbasierte) Beziehungen eingehen sollen. Rollenbeziehungen sind asymmetrisch, formal und nicht von Emotionen geprägt, sie ermöglichen eine Distanz und Grenzziehung zwischen Betreuerin oder Betreuer und Betreuten. Eine rein professionelle, auf Rollenbeziehungen basierende Beziehung würde jedoch keine korrigierenden Erfahrungen zulassen. Dafür ist eine persönliche Komponente wichtig, die sich durch gegenseitiges persönliches Wissen und personelle Unersetzbarkeit auszeichnet. Betreuerinnen und Betreuer in der Heimerziehung müssen dieses Spannungsfeld immer wieder reflektieren, um weder in das eine noch in das andere Extrem zu verfallen (vgl. Dörr 2007, S. 137; vgl. Lenz/Nestmann 2009, S. 10f.; vgl. Gahleitner 2017, S. 274ff.).

Ein weiterer erschwerender Aspekt ist die Tatsache, dass die zu betreuenden Kinder und Jugendlichen häufig unsichere Bindungsrepräsentationen mitbringen, welche mit unterschiedlichen (vermeidenden oder verstrickten) Verhaltensweisen einhergehen, die einen Beziehungsaufbau erschweren. Aber gerade diese Kinder und Jugendlichen haben ein erhebliches Bindungsbedürfnis (vgl. Esser 2014, S. 145; vgl. Schleiffer 2015, S. 123f.). Durch die bindungsvermeidende bzw. -verstrickte Kommunikation, welche in Kapitel 1.3.4 erläutert wurde, können Bindungsbedürfnisse der Kinder und Jugendlichen häufig nicht anschlussfähig geäußert werden.

Es besteht die Gefahr von Teufelskreisen: Die Betreuten lehnen Beziehungsangebote aufgrund ihrer Vorerfahrungen ab oder provozieren einen Abbruch durch übertriebenes Bindungsverhalten. Die Betreuerinnen und Betreuer können dies verletzend erleben und stellen Beziehungsangebote ein. So bleiben die erheblichen Bindungsbedürfnisse der Kinder und Jugendlichen unbefriedigt und die negativen Erfahrungen festigen sich (vgl. Schleiffer 2015, S. 125).

Ebenfalls haben die Kinder und Jugendlichen oft negative Erfahrungen mit Bindungspersonen gemacht. Diese negativen Erfahrungen werden auf die Betreuerinnen und Betreuer projiziert und auch von ihnen wird ‚nichts Gutes‘ erwartet. Diese Vorerfahrungen zwingen die Kinder und Jugendlichen bei Beziehungsangeboten misstrauisch zu sein, obwohl das Bedürfnis nach tragfähigen Beziehungen groß ist (vgl. Schlipfert 2003, S. 255; vgl. Schleiffer 2014, S. 243). Aufgrund ihrer bisherigen Bindungserfahrungen brauchen Kinder und Jugendliche oft längere Zeit sich auf neue Beziehungsangebote einzulassen (vgl. Unzner 2009, S. 321). Hinzu kommt, dass neue Bindungserfahrungen sie verunsichern. Auch wenn diese die nötige Verlässlichkeit und Struktur mit sich bringen, werden bisherige Bindungskonzepte und Erwartungen enttäuscht, was bei den Kindern und Jugendlichen zu Angst, Wut oder Flucht führen kann (vgl. Flosdorf 1987, S. 165; vgl. Schleiffer 2014, S. 243; vgl. Schleiffer 2015, S. 139).

Aufgrund dieser erschwerenden Bedingungen für einen Beziehungsaufbau stellen sich hohe Anforderungen an die Betreuerinnen und Betreuer. Diese Anforderungen sollten ernst genommen werden, da in dieser Arbeit die hohe Bedeutsamkeit der Betreuerinnen und Betreuer für die Kinder und Jugendlichen in der Heimerziehung nachgewiesen wurde. Für Betreuerinnen und Betreuer in der Heimerziehung ist es elementar über bindungstheoretisches Wissen zu verfügen (vgl. Schleiffer 2015, S. 206f.; vgl. Unzner 2002, S. 58). Zudem ist Feinfühligkeit von großer Bedeutung. Die eben beschriebenen Teufelskreise, die möglicherweise durch bindungsvermeidende oder -verstrickte Kommunikation entstehen, können verhindert werden, wenn die Betreuerinnen und Betreuer über bindungstheoretisches Wissen verfügen und das Verhalten der Kinder und Jugendlichen verstehen. So können sie dieses demensprechend interpretieren und feinfühlig darauf reagieren (vgl. Unzner 2015, S. 340; vgl. Höfer 2010, S. 135; vgl. Senckel 2007, S. 65). Dafür sind ebenso erhöhtes Einfühlungsvermögen sowie Reflexionsfähigkeit wichtige Kompetenzen, die Betreuerinnen und Betreuer mitbringen sollten. Nur so können die negativen Interaktionsprozesse unterbrochen bzw. unterbunden werden und korrigierende Erfahrungen ermöglicht werden (vgl. Höfer 2010, S. 135). Unabhängig

von den bindungsvermeidenden oder -verstrickten Kommunikationsweisen ist ein individuelles Eingehen auf Bindungsverhalten von Seiten der Betreuerinnen und Betreuer wichtig, um den Kindern und Jugendlichen die Nähe oder auch Distanz zu geben, die sie aktuell brauchen. Es ist wichtig, den Betreuten die Zeit zu geben die sie brauchen, um sich auf neue Beziehungen einzulassen (vgl. Schroll 2007, S. 69; vgl. Brisch 2014, S. 25; vgl. Schlippert 2003, S. 256ff.). Schematische Handlungsvorlagen und Vorgehensweisen hingegen bergen die Gefahr, der oder dem Betreuten und ihren oder seinen Bindungsbedürfnissen nicht gerecht zu werden (vgl. Ziegenhain 2001, S. 481).

Neben all diesen Kompetenzen ist eine personenzentrierte Grundhaltung bedeutend. Dafür ist es wichtig, dem Kind bzw. der oder dem Jugendlichen Achtung und Respekt entgegenzubringen. Die oder der Betreute muss mit ihren oder seinen individuellen, noch so problematisch erscheinenden Verhaltensweisen vorbehaltlos angenommen werden. Dazu bedarf es des bereits genannten Einfühlungsvermögens, um die Verhaltensweisen zu verstehen. Außerdem muss das Beziehungsangebot auf Echtheit beruhen. Kommuniziertes und Handlungen müssen ehrlich gemeint und echt sein. Folglich muss hinter jedem Beziehungsangebot, jeder Handlung oder jedem Ausdruck eine entsprechende innere Haltung vorliegen, um dem Kind bzw. der oder dem Jugendlichen Vertrauen und Sicherheit zu geben (vgl. Rogers 1991, S. 34ff.; vgl. Flosdorf 1987, S. 164; vgl. Senckel 2007, S. 65f.). Dazu ist es auch von Bedeutung, dass die Betreuerinnen und Betreuer nicht nur die Grenzen und Möglichkeiten der Kinder und Jugendlichen erkennen und respektieren, sondern auch ihre eigenen (vgl. Abrahamczik et al. 2013, S. 30). Nur so wird die Beziehung von Ehrlichkeit und Echtheit geprägt sein.

Können durch diese Kompetenzen der Betreuerinnen und Betreuer tragende Beziehungen zu den Kindern und Jugendlichen entstehen, die den Provokationen, die sich aus bisherigen Erfahrungen ergeben, stand halten, so sind korrigierende Erfahrungen möglich (vgl. Flosdorf 1987, S. 163ff.). Ebenfalls ist es durch diese Kompetenzen möglich, den Kindern und Jugendlichen ihre Bedürfnisse nach positiver Wertschätzung, Akzeptanz, Anerkennung als Individuum und Sicherheit zu befriedigen sowie die nötige individuelle Förderung zu bieten (vgl. Unzner 2001, S. 351; vgl. Schleiffer/Müller 2002, S. 750).

Hinsichtlich der Bezugsbetreuerinnen und Bezugsbetreuer gibt es weitere Aspekte, die beachtet werden sollten. So sollte die Auswahl oder Zuteilung der Bezugsbetreuerin oder des Bezugsbetreuers zu der oder dem jeweiligen Betreuten

auf gegenseitiger Zuneigung beruhen. Auch wenn die Beziehungen professionell sein sollten, so betreffen sie entsprechend der dargestellten Anforderungen im gewissen Maße auch die eigene Persönlichkeit der Betreuerinnen und Betreuer. Da nicht jede Beziehung harmonisiert, sollte bei der Auswahl der Bezugsbetreuerin oder des Bezugsbetreuers auf das Gefühl beider Seiten geachtet werden (vgl. Unzner 2001, S. 351f.). Zudem sollten Betreuerinnen und Betreuer nicht mehr als zwei bis drei Bezugskinder bzw. -jugendliche haben (Teilzeitkräfte entsprechend nicht mehr als ein bis zwei), um dem Einzelnen in seinen Bedürfnissen gerecht werden zu können (vgl. Schroll 2007, S. 28). Auch die Beschäftigungsdauer der Bezugsbetreuerinnen und Bezugsbetreuer sollte über die voraussichtliche Aufenthaltsdauer des Kindes bzw. der oder des Jugendlichen hinausgehen (vgl. Unzner 2015, S. 343).

Neben diesen wichtigen Aspekten, die Beziehung zwischen Betreuerinnen und Betreuern und Kindern und Jugendlichen betreffend, gibt es strukturelle Grundbedingungen, die unumgänglich für eine qualitativ hochwertige Arbeit in der Heimerziehung sind.

So ist die Aufnahme in die Heimerziehung als ein Schlüsselprozess zu sehen, der über Gelingen oder Scheitern entscheidet (vgl. Nowacki 2014, S. 183; vgl. Unzner 2009, S. 319). Die Aufnahme in die Heimerziehung ist immer mit der Trennung von den Bindungspersonen verbunden. Um diese für das Kind bzw. die Jugendliche oder den Jugendlichen möglichst wenig verletzend zu gestalten, sollte die Aufnahme gut vorbereitet und strukturiert sein. So sollte ein gleitender Übergang gestaltet werden, bei dem die Kinder oder Jugendlichen zunächst die Heim-/Wohngruppe mit ihrer Bindungsperson zusammen kennenlernen können. Auch ein Abschied von den Bindungspersonen sollte ermöglicht werden (bei Inobhutnahme begrenzt möglich). Wenn die Eltern bzw. Bindungspersonen der Heimerziehung positiv gegenüberstehen, so erleichtert es auch dem Kind bzw. der oder dem Jugendlichen die Fremdunterbringung positiv anzunehmen und nicht in Loyalitätskonflikte zu geraten (vgl. Unzner 2003, S. 282ff.; vgl. Ziegenhain 2001, S. 486).

Für eine gelingende Kooperation zwischen den Eltern und den Betreuerinnen und Betreuern ist es wichtig, dass letztere die Eltern und Familie respektieren. Berücksichtigen die Betreuerinnen und Betreuer dies und vermeiden Schuldzuweisungen an die Eltern, so wird es den Eltern leichter fallen, die Betreuerinnen und Betreuer zu akzeptieren. Dies wiederum erleichtert es der oder dem Betreuten sich auf eine Beziehung zu den Betreuerinnen und Betreuern einzulassen, ohne in

Loyalitätskonflikte zu geraten (vgl. Macsenaere/Esser 2015, S. 53ff.; vgl. Abrahamczik et al. 2013, S. 22; vgl. Unzner 2009, S. 319ff.).

Ebenfalls ist es wichtig, dass die Kontakte zu den Eltern erhalten bleiben, da die Bindungen zu diesen auch während der Heimunterbringung bestehen bleiben (vgl. Heidemann/Greving 2017, S. 257). Auch für eine erfolgreiche Rückführung ist Elternarbeit elementar. Damit nach der Rückführung nicht wieder negative Bindungserfahrungen gemacht werden, sollte der Kontakt und damit die Eltern-Kind-Beziehung gefördert und verbessert werden (vgl. Heidemann/Greving 2017, S. 255f.; vgl. Herold 2011, S. 69ff.).

Auch für den Bereich der Elternarbeit ist bindungstheoretisches Wissen von großer Bedeutung. So verfügen auch Eltern von Kindern und Jugendlichen, die in der Heimerziehung leben, häufig über unsichere Bindungsrepräsentationen (Transmission von Bindung) und ein damit einhergehendes geringes Selbstwertgefühl. Die Tatsache, dass ihr Kind (vorübergehend) nicht mehr bei ihnen lebt (weil sie ‚versagt haben‘) schwächt dieses weiter. Dieses kann zu eingeschränkter Motivation und mangelnder Bereitschaft zur Mitarbeit führen, da auch sie misstrauisch neuen Beziehungen gegenüberstehen. Die Betreuerinnen und Betreuer sollten dies bindungstheoretisch erklären und nicht auf die Unfähigkeit oder den Unwillen der Eltern zurückführen (vgl. Höfer 2010, S. 114ff.; vgl. Unzner 2009, S. 326).

Durch all diese Aspekte und Kompetenzen auf Seiten der Betreuerinnen und Betreuer kann ein Konkurrenz-Denken zwischen Eltern und Betreuerinnen und Betreuern verhindert und eine Kooperation zwischen diesen erleichtert werden (vgl. Abrahamczik et al. 2013, S. 22ff.). Dies wiederum kommt der Beziehung zwischen Betreuerinnen und Betreuern und Kind bzw. Jugendlichen zu Gute, da so Loyalitätskonflikte verhindert werden können und für die Betreuten der Weg für positive Beziehungserfahrungen geebnet wird.

Ferner ist es für den positiven Beziehungsaufbau zwischen Betreuerinnen und Betreuern und Betreuten wichtig, dass dem Kind bzw. der oder dem Jugendlichen Bindungserfahrungen im Alltag (nicht nur zu bestimmten Zeiten) ermöglicht werden. Gerade die alltägliche, diffuse Kommunikation und das Gefühl auch bei belanglos scheinenden Themen Gehör zu finden, trägt zur Bindungssicherheit bei (vgl. Schleiffer 2015, S. 211f.; vgl. Flosdorf 1988, S. 113).

Des Weiteren ist die Vorbereitung längerer Abwesenheiten der (Bezugs-)Betreuerinnen und (Bezugs-)Betreuer wichtig. Da diese eine hohe Bedeutsamkeit für die Kinder und Jugendlichen haben, kann eine abrupte Trennung als Zurückweisung

erlebt werden. Längere Urlaubszeiten sollten, wenn möglich, lange im Voraus bekannt gegeben werden und gut vorbereitet werden (vgl. Schroll 2007, S. 69). Zudem sollte für die Zeit, in der die Bezugsbetreuerin oder der Bezugsbetreuer abwesend ist, jede Betreuerin und jeder Betreuer als (Neben-)Bezugsperson zur Verfügung stehen, um auch in dieser Zeit der oder dem Betreuten eine Ansprechpartnerin oder einen Ansprechpartner zur Verfügung zu stellen (vgl. Unzner 2015, S. 343). Sollte eine Betreuerin oder ein Betreuer den Arbeitsplatz oder eine Betreute oder ein Betreuer die Heim-/Wohngruppe verlassen, ist es wichtig auch diesen Abschied vorzubereiten und zu begleiten. So kann im Falle eines Auszugs eines Kindes oder eines Jugendlichen die Möglichkeit gegeben werden, dass die Bezugsbetreuerin oder der Bezugsbetreuer gelegentlich Kontakt zu den ehemaligen Betreuten aufnimmt, oder auch die Betreuten die Heim-/Wohngruppe besuchen. Dies soll dazu verhelfen, dass die (im Idealfall positiven) Bindungserfahrungen aus der Heimerziehung mitgenommen und in weitere Beziehungen transportiert werden können (vgl. Unzner 2009, S. 322; vgl. Gahleitner 2017, S. 276).

Auf der strukturellen Ebene sollten die Betreuerinnen und Betreuer für eine Beziehungsgestaltung trotz Schichtdienst möglichst oft verfügbar sein (vgl. Howes 1999, S. 673f.; vgl. Unzner 2009, S. 321). Generell sollten die Rahmenbedingungen mehr nach bindungstheoretischen Aspekten ausgerichtet werden. So sollten Beziehungsangebote in der Heimerziehung als Notwendigkeit angesehen werden. Das finanzielle Budget der Heimerziehung sollte erhöht und damit mehr Personal und Fortbildungen zu bindungstheoretischem Wissen finanziert werden. Eine Doppelbesetzung zu sensiblen Zeiten, z.B. nach Wochenenden, wo viele Kinder und Jugendliche aus ihren Herkunftsfamilien zurückkommen, wäre ebenfalls hilfreich, um den Bedürfnissen der Betreuten gerecht zu werden (vgl. Esser 2014, S. 153ff.; vgl. Hochflizer 2008, S. 303; vgl. Höfer 2010, S. 135).

Insgesamt lässt sich festhalten, dass bindungstheoretisches Wissen und eine personenzentrierte Grundhaltung seitens der Betreuerinnen und Betreuer Grundvoraussetzungen sind, die Verhaltensweisen der Kinder und Jugendlichen zu verstehen und anzunehmen. Nur so kann den Kindern und Jugendlichen flexibel, akzeptierend und wertschätzend begegnet werden sowie eine individuelle Förderung ihrer Entwicklung ermöglicht werden (vgl. Senckel 2007, S. 68; vgl. Unzner 2002, S. 58). Durch kompetente, bindungsorientierte Betreuerinnen und Betreuer kann die Heimerziehung trotz der erschwerenden Bedingungen „zu einem lohnenden Lebensort werden“ (Freigang 2014, S. 120).

5 Fazit

Sichere Bindungsrepräsentationen sind elementar für eine gesunde sozio-emotionale Entwicklung und eine positive Grundeinstellung der Umwelt gegenüber. In den meisten Fällen sind die Eltern die Bindungspersonen. Aufgrund des sozialen Wandels, der sich auch auf die Stabilität der Familie negativ auswirkt, oder sonstigen Schwierigkeiten in der Familie, ist es manchmal notwendig, die Kinder von ihrer Bindungspersonen zu trennen. Eine Form der Fremdunterbringung stellt die Heimerziehung dar. Da die Kinder und Jugendlichen, die in der Heimerziehung leben, ihren Lebensmittelpunkt nicht mehr bei ihren Bindungspersonen haben, richten sich ihre Bindungsbedürfnisse an die Betreuerinnen und Betreuer (vgl. Schleiffer 2015, S. 117).

Ziel dieser Arbeit war es zu überprüfen, ob Betreuerinnen und Betreuer als Bindungspersonen für die Kinder und Jugendlichen in der Heimerziehung bedeutsam sind. Dies wurde mithilfe des Fragebogens ‚Inventory of Parent and Peer Attachment‘ untersucht. Auch wenn die Stichprobe nur eingeschränkt repräsentativ war, so wurde die Bindungsbeziehung zu den Betreuerinnen und Betreuern von den Kindern und Jugendlichen besser bewertet als die zur Mutter. Somit konnte eine hohe Bedeutung der Betreuerinnen und Betreuer als Bindungsperson nachgewiesen werden. Erklären lässt sich dies durch das Hinzukommen von neuen Bindungen im Jugendalter und dem veränderten Bedarf an physischer Nähe, um ein Gefühl von Sicherheit zu erlangen. Aufgrund des inneren Arbeitsmodells und des fortgeschrittenen Entwicklungsstandes reicht im Jugendalter ein gewisses Maß an psychischer Nähe (vgl. Bowlby 2015, S. 21; vgl. Zimmermann/Becker-Stoll/Mohr 2016, S. 251f.; vgl. Grossmann/Grossmann 2017, S. 514). So kann den Betreuerinnen und Betreuern trotz Schichtdienst und nicht kontinuierlicher Verfügbarkeit eine Bedeutung als Bindungsperson zukommen.

Zudem wurden einige Faktoren auf deren Auswirkungen auf die Bewertung der Bindung zu den Betreuerinnen und Betreuern untersucht. Keiner der untersuchten Faktoren Aufenthaltsdauer, Anzahl der Mitbewohnerinnen und Mitbewohner, Alter bei der ersten Fremdunterbringung sowie das Geschlecht hatten Auswirkungen auf diese. Auch wenn die Stichprobe der vorliegenden Arbeit eingeschränkt repräsentativ war, so deckten sich diese Ergebnisse mit denen von Remiorz und Nowacki (vgl. Remiorz/Nowacki 2018, S. 63). Somit lässt sich schlussfolgern, dass die Bedeutsamkeit der Betreuerinnen und Betreuer als Bindungspersonen für die Kinder und Jugendlichen in der Heimerziehung hoch einzuschätzen ist. Zudem lässt sich sagen, dass die Rahmenbedingungen der Heimerziehung nicht als

Ausschlusskriterium für einen Bindungsaufbau zu sehen sind (vgl. Senckel 2007, S. 68). Als Faktor zur Erklärung der Bindungsbewertung zur Mutter wurde der bestehende Kontakt und dessen Auswirkung untersucht. So wirkte sich bestehender Kontakt zur Mutter mit starker Tendenz positiv auf die Bindung zu dieser aus. Demnach sollte der Kontakt zwischen Mutter und Kind gefördert werden (vgl. Macsenaere/Esser 2015, S. 69; vgl. Herold 2011, S. 69f.).

Des Weiteren wurde untersucht, ob das Setting der familienähnlichen Heimerziehung unter das im Zuge des sozialen Wandels entstandene Familienbild ‚Doing Family‘ (vgl. BMFSFJ 2006, S. 128) gefasst werden kann. Aufgrund der eingeführten Familienähnlichkeit in der Heimerziehung sind die Funktionen und Merkmale der Familie nach dem ‚Doing Family‘ und der Heimerziehung vergleichbar. Aufgrund dessen, dass den Betreuerinnen und Betreuern eine hohe Bedeutsamkeit als Bindungspersonen nachgewiesen wurde, ist auch das Besondere der Familie – die Bereitstellung von Bindungsbeziehung – in der Heimerziehung vorzufinden. Somit kann das Setting der familienähnlichen Heimerziehung als ‚Doing Family‘ gesehen werden. Auch wenn niemals die Beziehungsdichte einer Familie erreicht werden kann (vgl. Heidemann/Greving 2017, S. 143), so wird Heimerziehung dennoch durch den Wandel des Familienbildes eine von vielen möglichen Formen des Aufwachsens (vgl. Winkler 1990, S. 437).

Durch die hohe Bedeutsamkeit der Betreuerinnen und Betreuer als Bindungspersonen lassen sich entsprechend hohe Anforderungen an die Betreuerinnen und Betreuer und ihr Handeln im Alltag der Heimerziehung ableiten. Betreuerinnen und Betreuer sollten über bindungstheoretisches Wissen verfügen, um feinfühlig auf die individuellen Bindungsbedürfnisse mit einer professionellen und zugleich persönlichen Beziehung zu reagieren (vgl. Schleiffer 2015, S. 206f.; vgl. Unzner 2002, S. 58; vgl. Brisch 2014, S. 25; vgl. Dörr 2007, S. 137). Auch ist es wichtig, die Eltern zu respektieren und auf eine Kooperation mit ihnen hinzuarbeiten. Denn nur wenn die Eltern die Fremdunterbringung ihres Kindes akzeptieren können, kann sich auch die oder der Betreute, ohne in einen Loyalitätskonflikt zu geraten, auf einen neuen Beziehungsaufbau einlassen (vgl. Macsenaere/Esser 2015, S. 53ff.; vgl. Abrahamczik et al. 2013, S. 22; vgl. Unzner 2009, S. 319ff.). Aufgrund der häufig negativen Vorerfahrung mit (Bindungs-)Beziehungen brauchen einige Kinder und Jugendliche lange Zeit, um sich auf neue Beziehung einlassen zu können. Diese Zeit müssen die Betreuerinnen und Betreuer den Kindern und Jugendlichen geben (vgl. Unzner 2009, S. 321).

Aus diesen Ergebnissen lässt sich schlussfolgern, dass nicht die kontinuierliche Verfügbarkeit ausschlaggebend für eine Bindungsbeziehung ist, sondern die Qualität und Kompetenzen der Betreuerinnen und Betreuer (vgl. Rutter/O'Conner 1999, S. 830; siehe auch Unzner 2002, S. 57). Um eine bestmögliche Qualität der Betreuung gewährleisten zu können, sollte auf struktureller Ebene das finanzielle Budget der Heimerziehung erhöht werden. Hierdurch ließe sich mehr Personal einstellen, welches folglich mehr intensive Zeit für die einzelnen Betreuten zur Verfügung hätte. Mit einem höheren Budget könnten zudem vermehrt Fortbildungen zu bindungstheoretischem Wissen für die Betreuerinnen und Betreuer angeboten werden (vgl. Esser 2014, S. 154; vgl. Höfer 2010, S. 135).

Ausblickend wäre es ebenfalls notwendig, das Thema der Bindungsbeziehungen zwischen Betreuerinnen und Betreuern und Kindern bzw. Jugendlichen durch vermehrte und tiefere Forschungen weiter zu erhellen. Zudem sollten bindungstheoretische Themen und insbesondere das Thema der Bindungsbeziehungen zwischen den Betreuenden und Kindern bzw. Jugendlichen im Alltag der Heimerziehung mehr Beachtung finden, da hiervon ein hilfreicher Nutzen anzunehmen ist (vgl. Schleiffer 2015, S. 212).

Abschließend lässt sich sagen, dass aufgrund der Forschungsergebnisse der vorliegenden Arbeit den Betreuerinnen und Betreuern in der Heimerziehung eine Bedeutung als Bindungsperson für die Kinder und Jugendlichen zukommt und korrigierende Bindungserfahrungen möglich sind. Die familienähnliche Heimerziehung kann als ‚Doing Family‘ gesehen werden und das immer noch vorhandene Negative Image der Heimerziehung entspricht so nicht der Realität. Die Heimerziehung bleibt ein unverzichtbares Angebot der Kinder- und Jugendhilfe, welches durch kompetente Betreuerinnen und Betreuer zu einem wertvollen Ort des Aufwachsens werden kann (vgl. Günder 2015, S. 15ff.; vgl. Bürger 2007, S. 45; vgl. Freigang 2014, S. 120).

Literaturverzeichnis

- Abrahamczik, V./Hauff, S./Kellerhaus, T./Küpper, S./Raible-Mayer, C./Schlotmann, H.-O. (2013): Nähe und Distanz in der (teil-)stationären Erziehungshilfe. Ermutigungen in Zeiten der Verunsicherung. Freiburg im Breisgau, Lambertus-Verlag
- Ainsworth, M. D. S./Bell, S. (1970/2017): Bindung, Exploration und Trennung am Beispiel des Verhaltens einjähriger Kinder in einer „Fremden Situation“. In: Grossmann, K. E./Grossmann, K. (Hrsg.): Bindung und menschliche Entwicklung. John Bowlby, Mary Ainsworth und die Grundlagen der Bindungstheorie. Stuttgart, Klett-Cotta, 5. Auflage, S. 146-168
- Ainsworth, M. D. S. (1974/2017): Feinfühligkeit versus Unfeinfühligkeit gegenüber den Mitteilungen des Babys. In: Grossmann, K. E./Grossmann, K. (Hrsg.): Bindung und menschliche Entwicklung. John Bowlby, Mary Ainsworth und die Grundlagen der Bindungstheorie. Stuttgart, Klett-Cotta, 5. Auflage, S. 414-421
- Ainsworth, M. D. S. (1990/2017): Epilog. Einige Überlegungen zur Theorie und über bindungsrelevante Erfassungen nach der Kleinkindzeit. In: Grossmann, K. E./Grossmann, K. (Hrsg.): Bindung und menschliche Entwicklung. John Bowlby, Mary Ainsworth und die Grundlagen der Bindungstheorie. Stuttgart, Klett-Cotta, 5. Auflage, S. 367-401
- Ainsworth, M. D. S./Bell, S. M./Stayton, D. J. (1974/2017): Bindung zwischen Mutter und Kind und soziale Entwicklung: „Sozialisation“ als Ergebnis gegenseitigen Beantwortens von Signalen In: Grossmann, K. E./Grossmann, K. (Hrsg.): Bindung und menschliche Entwicklung. John Bowlby, Mary Ainsworth und die Grundlagen der Bindungstheorie. Stuttgart, Klett-Cotta, 5. Auflage, S. 242-279
- Ainsworth, M. D. S./Blehar, M. C./Waters, E./Wall, S. N. (1978/2015): Patterns of Attachment. A Psychological Study of the Strange Situation. London, Taylor & Francis
- Armsden, G. C./Greenberg, M. T. (1987): The Inventory of Parent and Peer Attachment: Individual Differences and Their Relationship to Psychological Well-Being in Adolescence. In: Journal of Youth and Adolescence, 16. Jg., H. 5, S. 427-454. Unter: <https://link.springer.com/journal/10964/16/5> [23.02.2019]

- Becker-Stoll, F. (2002): Bindung und Psychopathologie im Jugendalter. In: Strauß, B./Buchheim, A./Kächele, H. (Hrsg.): Klinische Bindungsforschung. Theorien, Methoden, Ergebnisse. Stuttgart, Schattauer, S. 196-213
- Beetz, A. (2013): Bindung und Emotionsregulationsstrategien bei Jugendlichen mit und ohne emotionale Störungen und Verhaltensauffälligkeiten. In: Empirische Sonderpädagogik, 5. Jg., H. 2, S. 144-159. Unter: https://www.pe-docs.de/volltexte/2014/8914/pdf/ESP_2013_2_Beetz_Bindung_und_Emotionsregulationsstrategien.pdf [23.02.2019]
- Benischek, I. (2016): Unterschiede berechnen. In: Schwetz, H./Beer, R./Benischek, I./Forstner-Ebhart, A. (Hrsg.): Einführung in das quantitativ orientierte Forschen und erste Analysen mit SPSS. Wien, Facultas, 4. Auflage, S. 102-112
- Böllert, K./Peter, C. (2014): Familien in der Kinder- und Jugendhilfe – eine Problemskizze. In: Nave-Herz, R. (Hrsg.): Familiensoziologie. Ein Lehr- und Studienbuch. München, Oldenbourg Wissenschaftsverlag, S. 121-138
- Bowlby, J. (1975): Bindung. Eine Analyse der Mutter-Kind-Beziehung. München, Kindler
- Bowlby, J. (1987/2017): Bindung. In: Grossmann, K. E./Grossmann, K. (Hrsg.): Bindung und menschliche Entwicklung. John Bowlby, Mary Ainsworth und die Grundlagen der Bindungstheorie. Stuttgart, Klett-Cotta, 5. Auflage, S. 22-26
- Bowlby, J. (2006a): Verlust. Trauer und Depression. München, Ernst Reinhardt
- Bowlby, J. (2006b): Bindung. München, Ernst Reinhardt
- Bowlby, J. (2006c): Trennung. Angst und Zorn. München, Ernst Reinhardt
- Bowlby, J. (2014): Das Glück und die Trauer. Herstellung und Lösung affektiver Bindungen. Stuttgart, Klett-Cotta, 5. Auflage
- Bowlby, J. (2015): Historische Wurzeln, theoretische Konzepte und klinische Relevanz. In: Spangler, G./Zimmermann, P. (Hrsg.): Die Bindungstheorie. Grundlagen, Forschung und Anwendung. Stuttgart, Klett-Cotta, 7. Auflage, S. 17-26
- Bowlby, J. (2016): Frühe Bindung und kindliche Entwicklung. München, Ernst Reinhardt, 7. Auflage

- Bowlby, J. (2018): Bindung als sichere Basis. Grundlagen und Anwendung der Bindungstheorie. München, Ernst Reinhardt, 4. Auflage
- Bretherton, I. (2016): Zur Konzeption innerer Arbeitsmodelle in der Bindungstheorie. In: Gloger-Tippelt, G. (Hrsg.): Bindung im Erwachsenenalter. Ein Handbuch für Forschung und Praxis. Bern, Hogrefe, 3. Auflage, S. 65-92
- Brisch, K. H. (2014): Die Bedeutung von Bindung in Sozialer Arbeit, Pädagogik und Beratung. In: Trost, A. (Hrsg.): Bindungsorientierung in der Sozialen Arbeit. Grundlagen – Forschungsergebnisse – Anwendungsbereiche. Dortmund, borgmann, S. 15-42
- Brisch, K. H. (2018): Bindungsstörungen. Von der Bindungstheorie zur Therapie. Stuttgart, Klett-Cotta, 15. Auflage
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) (2006): Familie zwischen Flexibilität und Verlässlichkeit. Perspektiven für eine lebenslaufbezogene Familienpolitik. 7. Familienbericht. Unter: <https://www.bmfsfj.de/blob/76276/40b5b103e693dacad4c014648d906aa99/7--familienbericht-data.pdf> [23.02.2019]
- Bürger, U. (2001): Heimerziehung. In: Birtsch, V./Münstermann, K./Trede, W. (Hrsg.): Handbuch Erziehungshilfen. Leitfaden für Ausbildung, Praxis und Forschung. Münster, Votum, S. 632-663
- Bürger, U. (2007): Stationäre Erziehungshilfen – ein Auslaufmodell der modernisierten Kinder- und Jugendhilfe? In: Sozialpädagogisches Institut im SOS-Kinderdorf e.V. (Hrsg.): Wohin steuert die stationäre Erziehungshilfe? München, Eigenverlag, S. 40-59
- Destatis (2019): Kinder- und Jugendhilfe in Deutschland. Erzieherische Hilfen und sonstige Leistungen. Unter: <https://www.destatis.de/DE/ZahlenFakten/GesellschaftStaat/Soziales/Sozialleistungen/KinderJugendhilfe/Tabellen/ErzieherischeHilfen.html> [23.02.2019]
- Dienel, C. (2002): Familienpolitik. Eine praxisorientierte Gesamtdarstellung der Handlungsfelder und Probleme. Weinheim und München, Juventa

- Dörr, M. (2007): Analogien und Differenzen von Heilen und Erziehen in therapeutischen und pädagogischen Beziehungen. In: Hierdeis, H./Walter, H. J. (Hrsg.): Bildung, Beziehung, Psychoanalyse. Beiträge zu einem psychoanalytischen Bildungsverständnis. Bad Heilbrunn, Julius Klinkhardt, S. 135-151
- Esser, K. (2010): Die retrospektive Bewertung der stationären Erziehungshilfe durch ehemalige Kinder und Jugendliche. Ein Beitrag zur Qualitätsentwicklung und Wirkungsorientierung. Universität zu Köln, Dissertation. Unter: https://kups.ub.uni-koeln.de/3155/1/A_Dissertation_Esser.pdf [23.02.2019]
- Esser, K. (2014): Bindungsaspekte in der stationären Jugendhilfe – Lernen aus der Erfahrung ehemaliger Kinderdorfkinder. In: Trost, A. (Hrsg.): Bindungsorientierung in der Sozialen Arbeit. Grundlagen – Forschungsergebnisse – Anwendungsbereiche. Dortmund, borgmann, S. 145-156
- Flosdorf, P. (1987): Beziehungen gestalten – Institutionelle und methodische Überlegungen zum beruflichen Handeln in der Heimerziehung. In: Jugendwohl, 68. Jg., H. 4, S. 162-166
- Flosdorf, P. (1988): Der erzieherische Umgang als heilpädagogische Beziehungsgestaltung. In: Flosdorf, P. (Hrsg.): Theorie und Praxis stationärer Erziehungshilfe. Die Gestaltung des Lebensfeldes Heim. Freiburg im Breisgau, Lambertus-Verlag, S. 111-128
- Freigang, W. (2014): Einblicke in den Alltag der Erziehungshilfen. In: Krause, H.-U./Peters, F. (Hrsg.): Grundwissen Erzieherische Hilfen. Ausgangsfragen, Schlüsselthemen, Herausforderungen. Weinheim und Basel, Beltz Juventa, 4. Auflage, S. 105-135
- Fremmer-Bombik, E. (2015): Innere Arbeitsmodelle von Bindung. In: Spangler, G./Zimmermann, P. (Hrsg.): Die Bindungstheorie. Grundlagen, Forschung und Anwendung. Stuttgart, Klett-Cotta, 7. Auflage, S. 109-119
- Fremmer-Bombik, E. (2017): Über 30 Jahre Forschung zur Tradierung von Bindung. In: Zimmermann, P./Spangler, G. (Hrsg.): Feinfühliges Herausfordern. Bindung in Familie, Kita, Kinderheim und Jugendhilfe. Gießen, Psychosozial-Verlag, S. 53-59

- Gahleitner, S. B. (2017): Soziale Arbeit als Beziehungsprofession. Bindung, Beziehung und Einbettung professionell ermöglichen. Weinheim und Basel, Beltz Juventa
- Geißler, C. (2009): Das Bezugserziehersystem im stationären Kinder- und Jugendhilfekontext. Norderstedt, Books on Demand
- Gerlach, I. (2010): Familienpolitik. Wiesbaden, VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2. Auflage
- Gloger-Tippelt, G. (2016): Unsicher-distanzierende mentale Bindungsmodelle. In: Gloger-Tippelt, G. (Hrsg.): Bindung im Erwachsenenalter. Ein Handbuch für Forschung und Praxis. Bern, Hogrefe, 3. Auflage, S. 173-199
- Gomille, B. (2016): Unsicher-präokkupierte mentale Bindungsmodelle. In: Gloger-Tippelt, G. (Hrsg.): Bindung im Erwachsenenalter. Ein Handbuch für Forschung und Praxis. Bern, Hogrefe, 3. Auflage, S. 201-225
- Grossmann, K./Grossmann, K. E. (2017): Bindungen – das Gefüge psychischer Sicherheit. Stuttgart, Klett-Cotta, 7. Auflage
- Günder, R. (2014): Stationäre Jugendhilfe: Erkenntnisse und Probleme zum Aufnahmeprozess. In: Nowacki, K. (Hrsg.): Die Neuaufnahme in der stationären Heimerziehung. Freiburg im Breisgau, Lambertus-Verlag, S. 15-34
- Günder, R. (2015): Praxis und Methoden der Heimerziehung. Entwicklung, Veränderungen und Perspektiven der stationären Erziehungshilfe. Freiburg im Breisgau, Lambertus-Verlag, 5. Auflage
- Hamberger, M. (2002a): Erzieherische Hilfen im Heim. In: Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hrsg.): Leistungen und Grenzen von Heimerziehung. Stuttgart, Kohlhammer, 2. Auflage, S. 200-258
- Hamberger, M. (2002b): Heimerziehung aus Sicht der jungen Menschen. In: Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hrsg.): Leistungen und Grenzen von Heimerziehung. Stuttgart, Kohlhammer, 2. Auflage, S. 506-576
- Hauser, S. (2016): Trauma – Der unverarbeitete Bindungsstatus im Adult Attachment Interview. In: Gloger-Tippelt, G. (Hrsg.): Bindung im Erwachsenenalter. Ein Handbuch für Forschung und Praxis. Bern, Hogrefe, 3. Auflage, S. 227-250

- Heidemann, W./Greving, H. (2017): Praxisfeld Heimerziehung. Lehrbuch für sozialpädagogische Berufe. Köln, Bildungsverlag EINS, 2. Auflage
- Heitkamp, H. (1984): Sozialarbeit im Praxisfeld Heimerziehung. Zu pädagogisch-therapeutischen, rechtlichen und verwaltungsbedingten Aspekten des Alltagshandelns. Frankfurt am Main, Verlag Moritz Diesterweg
- Helming, E. (2014): Alltagspraxis von Pflegefamilien: Vulkane, Eisberge und der sanfte Sog der Beiläufigkeit. In: Jurczyk, K./Lange, A./Thiessen, B. (Hrsg.): Doing Family. Warum Familienleben heute nicht mehr selbstverständlich ist. Weinheim und Basel, Beltz Juventa, S. 71-94
- Herold, V. (2011): Eltern- und Familienarbeit in der Heimerziehung. Grundlagen, Probleme und Lösungen. Marburg, Tectum
- Hochflizer, H. (2008): Die Bindungen von Kindern. Ein Vergleich von Pflegekindern und Kindern in Heimen. Saarbrücken, VDM Verlag Dr. Müller
- Höfer, S. (2010): Wie viel Bindung ist nötig? Eine kritische Analyse stationärer Hilfen zur Erziehung. Marburg, Tectum
- Höger, D. (2002): Fragebögen zur Erfassung von Bindungsstilen. In: Strauß, B./Buchheim, A./Kächele, H. (Hrsg.): Klinische Bindungsforschung. Theorien, Methoden, Ergebnisse. Stuttgart, Schattauer, S. 94-117
- Howes, C. (1999): Attachment Relationships in the Context of Multiple Caregivers. In: Cassidy, J./Shaver, P. R. (Hrsg.): Handbook of Attachment. Theory, Research, and Clinical Applications. New York, The Guilford Press, S. 671-687
- Jungbauer, J. (2017): Entwicklungspsychologie des Kindes- und Jugendalters. Ein Lehrbuch für Studium und Praxis sozialer Berufe. Weinheim und Basel, Beltz Juventa
- Jurczyk, K. (2014): Familie als Herstellungsleistung. Hintergründe und Konturen einer neuen Perspektive auf Familie. In: Jurczyk, K./Lange, A./Thiessen, B. (Hrsg.): Doing Family. Warum Familienleben heute nicht mehr selbstverständlich ist. Weinheim und Basel, Beltz Juventa, S. 50-70
- Jurczyk, K./Lange, A./Thiessen, B. (2014): Doing Family als neue Perspektive auf Familie. In: Jurczyk, K./Lange, A./Thiessen, B. (Hrsg.): Doing Family. Warum Familienleben heute nicht mehr selbstverständlich ist. Weinheim und Basel, Beltz Juventa, S. 7-48

- Klonek, J. (2015): Verselbstständigung Jugendlicher in der stationären Erziehungshilfe – eine qualitative Studie. In: Rhein, V. (Hrsg.): Moderne Heimerziehung heute. Die Systemische Interaktionstherapie. Verselbständigung/Careleaver in der Erziehungshilfe. Herne, Frischtexte Verlag, S. 125-205
- Kuhlmann, C. (2008): „So erzieht man keinen Menschen!“ Lebens- und Berufserinnerungen aus der Heimerziehung der 50er und 60er Jahre. Wiesbaden, VS Verlag für Sozialwissenschaften
- Lakemann, U. (1999): Familien- und Lebensformen im Wandel. Eine Einführung für soziale Berufe. Freiburg im Breisgau, Lambertus-Verlag
- Lengning, A./Lüpschen, N. (2012): Bindung. München, Ernst Reinhardt
- Lenz, K./Nestmann, F. (2009): Persönliche Beziehungen – eine Einleitung. In: Lenz, K./Nestmann, F. (Hrsg.): Handbuch Persönliche Beziehungen. Weinheim und München, Juventa, S. 9-25
- Lück, D./Landrock, U. (2014): Datenaufbereitung und Datenbereinigung in der quantitativen Sozialforschung. In: Baur, N./Blasius, J. (Hrsg.): Handbuch Methoden der empirischen Sozialforschung. Wiesbaden, Springer VS, S. 397-409
- Macsenaere, M. (2014): Wirkungsforschung und ihre Ergebnisse. In: Macsenaere, M./Esser, K./Knab, E./Hiller, S. (Hrsg.): Handbuch der Hilfen zur Erziehung. Freiburg im Breisgau, Lambertus-Verlag, S. 592-598
- Macsenaere, M./Esser, K. (2015): Was wirkt in der Erziehungshilfe? Wirkfaktoren in Heimerziehung und anderen Hilfearten. München, Ernst Reinhardt, 2. Auflage
- Mehringer, A. (1994): Heimkinder. Gesammelte Aufsätze zur Geschichte und zur Gegenwart der Heimerziehung. München, Ernst Reinhardt, 4. Auflage
- Moos, M./Schmutz, E. (2006): Familienaktivierende Heimerziehung. Abschlussbericht der wissenschaftlichen Begleitung zum Projekt „Neue Formen Familienaktivierender Heimerziehung in Rheinland-Pfalz“. Mainz, Institut für Sozialpädagogische Forschung
- Müller, J. (2006): Heimerziehung. Entwicklung, Veränderungen und Perspektiven des Theorie-, Forschungs- und Methodenwissens der stationären Erziehungshilfe. Hamburg, Verlag Dr. Kovac

- Nave-Herz, R. (2012): Familie im Wandel? – Elternschaft im Wandel? In: Böllert, K./Peter, C. (Hrsg.): Mutter + Vater = Eltern? Sozialer Wandel, Elternrollen und Soziale Arbeit. Wiesbaden, Springer VS, S. 33-49
- Nave-Herz, R. (2014): Der Wandel der Familie zum spezialisierten gesellschaftlichen System im Zuge der allgemeinen gesellschaftlichen Differenzierung unserer Gesellschaft. In: Nave-Herz, R. (Hrsg.): Familiensoziologie. Ein Lehr- und Studienbuch. München, Oldenbourg Wissenschaftsverlag, S. 1-26
- Nave-Herz, R. (2015): Familie heute. Wandel der Familienstrukturen und Folgen für die Erziehung. Darmstadt, WBG, 6. Auflage
- Nowacki, K. (2007): Aufwachsen in Pflegefamilie oder Heim. Bindungsrepräsentation, psychische Belastung und Persönlichkeit bei jungen Erwachsenen. Hamburg, Verlag Dr. Kovac
- Nowacki, K. (2014): Handlungsempfehlungen für den Aufnahmeprozess in eine stationäre Einrichtung der Jugendhilfe. In: Nowacki, K. (Hrsg.): Die Neuaufnahme in der stationären Heimerziehung. Freiburg im Breisgau, Lambertus-Verlag, S. 183-203
- Nowacki, K./Remiorz, S. (2014): Evaluationsstudie: Ergebnisse zum Aufnahmeprozess aus Sicht von Kindern und Jugendlichen in der stationären Jugendhilfe. In: Nowacki, K. (Hrsg.): Die Neuaufnahme in der stationären Heimerziehung. Freiburg im Breisgau, Lambertus-Verlag, S. 107-131
- Nowacki, K./Remiorz, S. (2018): Bindung bei Pflegekindern. Bedeutung, Entwicklung und Förderung. Stuttgart, Kohlhammer
- Peuckert, R. (2012): Familienformen im sozialen Wandel. Wiesbaden, Springer VS, 8. Auflage
- Raithel, J. (2008): Quantitative Forschung. Ein Praxiskurs. Wiesbaden, VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2. Auflage
- Remiorz, S./Nowacki, K. (2018): Vertrauen von Jugendlichen zu ihren Eltern und Betreuer*innen im Kontext der Heimerziehung als unkonventionellem familienähnlichen Setting. In: psychosozial, 41. Jg., H. 1, S. 61-68
- Rogers, C. R. (1991): Eine Theorie der Psychotherapie, der Persönlichkeit und der zwischenmenschlichen Beziehung. Köln, Gesellschaft für wissenschaftliche Gesprächspsychotherapie, 3. Auflage

- Rosigkeit, B./Daniel, K. (2014): Partizipation der Mitarbeiter_innen und Jugendlichen in der stationären Jugendhilfe im Schlüsselprozess „Aufnahme“. In: Nowacki, K. (Hrsg.): Die Neuaufnahme in der stationären Heimerziehung. Freiburg im Breisgau, Lambertus-Verlag, S. 83-106
- Rutter, M./O'Connor, T. G. (1999): Implications of Attachment Theory for Child Care Policies. In: Cassidy, J./Shaver, P. R. (Hrsg.): Handbook of Attachment. Theory, Research, and Clinical Applications. New York, The Guilford Press, S. 832-844
- Schier, M./Jurczyk, K. (2007): „Familie als Herstellungsleistung“ in Zeiten der Entgrenzung. In: Aus Politik und Zeitgeschichte. Beilage zur Wochenzeitung Das Parlament. 34. Jg., S. 10-17. Unter: <http://www.bpb.de/shop/zeitschriften/apuz/30283/entgrenzung-von-arbeit-und-leben> [23.02.2019]
- Schleiffer, R. (2014): Der heimliche Wunsch nach Nähe. Bindungstheorie in der Heimerziehung. Weinheim und Basel, Beltz Juventa, 5. Auflage
- Schleiffer, R. (2015): Fremdplatzierung und Bindungstheorie. Weinheim und Basel, Beltz Juventa
- Schleiffer, R./Müller, S. (2002): Die Bindungsrepräsentation von Jugendlichen in Heimerziehung. In: Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie, 51. Jg., H. 10, S. 747-765. Unter: https://www.pedocs.de/volltexte/2010/936/pdf/Schleiffer_Mueller_Bindungsrepraesentation_Heimerziehung_2002_W_D_A.pdf [23.02.2019]
- Schlippert, H. (2003): Zum professionellen Umgang mit dem Angebot Beziehung. In: Hast, J./Schlippert, H./Schröter, K./Sobiech, D./Teuber, K. (Hrsg.): Heimerziehung im Blick? Perspektiven des Arbeitsfeldes Stationäre Erziehungshilfen. Frankfurt am Main, IGfH-Eigenverlag, S. 253-259
- Schneider, N. F. (2011): Zur Zukunft der Familie in Europa: Vielfalt und Konvergenz. In: Bertram, H./Ehlert, N. (Hrsg.): Familie, Bindungen und Fürsorge. Familiärer Wandel in einer vielfältigen Moderne. Opladen und Farmington Hills, Verlag Barbara Budrich, S. 251-266
- Schoch, J. (1989): Heimerziehung als Durchgangsbberuf? Eine theoretische und empirische Studie zur Personalfuktuation in der Heimerziehung. Weinheim und München, Juventa

- Schroll, B. (2007): Bezugsbetreuung für Kinder mit Bindungsstörungen. Ein Konzept für die heilpädagogisch-therapeutische Praxis. Marburg, Tectum
- Senckel, B. (2007): Das sicher gebundene Kind – ein Ziel für die stationäre Heimerziehung? In: Unsere Jugend, 59. Jg., H. 2, S. 61-69
- Spangler, G. (2016): Bindung und Gene: Bio-psycho-soziale Grundlagen emotionaler (Dys-)Regulation und ihre Bedeutung für die Entwicklung von Verhaltensauffälligkeiten. In: Brisch, K. H. (Hrsg.): Bindung und frühe Störungen der Entwicklung. Stuttgart, Klett-Cotta, 3. Auflage, S. 282-300
- Spangler, G./Grossmann, K. (2015): Zwanzig Jahre Bindungsforschung in Bielefeld und Regensburg. In: Spangler, G./Zimmermann, P. (Hrsg.): Die Bindungstheorie. Grundlagen, Forschung und Anwendung. Stuttgart, Klett-Cotta, 7. Auflage, S. 50-63
- Stahlmann, M. (2000): Betreuungsformen (in) der Heimerziehung. In: Kupffer, H./Martin, K.-R. (Hrsg.): Einführung in Theorie und Praxis der Heimerziehung. Wiebelsheim, Quelle & Meyer, 6. Auflage, S. 71-99
- Steele, M. (2005): Bindung, reale Erfahrung und mentale Repräsentation. In: Green, V. (Hrsg.): Emotionale Entwicklung in Psychoanalyse, Bindungstheorie und Neurowissenschaften. Theoretische Konzepte und Behandlungspraxis. Frankfurt am Main, Brandes & Apsel, S. 115-140
- Steiner, E./Benesch, M. (2018): Der Fragebogen. Von der Forschungsidee zur SPSS-Auswertung. Wien, Facultas, 5. Auflage
- Träger, J. (2009): Familie im Umbruch. Quantitative und qualitative Befunde zur Wahl von Familienmodellen. Wiesbaden, VS Verlag für Sozialwissenschaften
- Unzner, L. (2001): BezugserzieherIn im Heim – eine Beziehung auf Zeit. In: Suess, G. J./Scheuerer-Englisch, H./Pfeifer, W.-K. P. (Hrsg.): Bindungstheorie und Familiendynamik. Anwendung der Bindungstheorie in Beratung und Therapie. Gießen, Psychosozial-Verlag, S. 347-357
- Unzner, L. (2002): Schutz und Risiko: Die besondere Bedeutung der Bindungstheorie für die Fremdunterbringung. In: Sozialpädagogisches Institut im SOS-Kinderdorf e.V. (Hrsg.): Glücklich an einem fremden Ort? Familienähnliche Betreuung in der Diskussion. Münster, votum, S. 46-60

- Unzner, L. (2003): Bindungstheorie und Fremdunterbringung. In: Suess, G. J./Pfeifer, W.-K. P. (Hrsg.): Frühe Hilfen. Die Anwendung von Bindungs- und Kleinkindforschung in Erziehung, Beratung, Therapie und Vorbeugung. Gießen, Psychosozial-Verlag, 3. Auflage, S. 268-288
- Unzner, L. (2009): Bindungsgeleitete Interventionen im Heim. In: Julius, H./Gasteiger-Klicpera, B./Kißgen, R. (Hrsg.): Bindung im Kindesalter. Diagnostik und Interventionen. Göttingen, Hogrefe, S. 317-329
- Unzner, L. (2015): Der Beitrag von Bindungstheorie und Bindungsforschung zur Heimerziehung kleiner Kinder. In: Spangler, G./Zimmermann, P. (Hrsg.): Die Bindungstheorie. Grundlagen, Forschung und Anwendung. Stuttgart, Klett-Cotta, 7. Auflage, S. 335-350
- Winkler, M. (1990): Normalisierung der Heimerziehung? Perspektiven der Veränderung in der stationären Unterbringung von Jugendlichen. In: Neue Praxis, 20. Jg., H. 5, S. 429-439
- Wolf, K. (1995): Veränderungen in der Heimerziehungspraxis: Die großen Linien. In: Wolf, K. (Hrsg.): Entwicklungen in der Heimerziehung. Münster, Votum, S. 12-64
- Ziegenhain, U. (2001): Anwendungsgebiete der Bindungstheorie. In: neue praxis, 31. Jg., H. 5, S. 480-491
- Ziegenhain, U. (2016): Sichere mentale Bindungsmodelle. In: Gloger-Tippelt, G. (Hrsg.): Bindung im Erwachsenenalter. Ein Handbuch für Forschung und Praxis. Bern, Hogrefe, 3. Auflage, S. 151-172
- Ziegenhain, U. (2017): Bindungsforschung und Kinder- und Jugendhilfe – unvereinbar? In: Zimmermann, P./Spangler, G. (Hrsg.): Feinfühlig Herausforderung. Bindung in Familie, Kita, Kinderheim und Jugendhilfe. Gießen, Psychosozial-Verlag, S. 111-130
- Zimmermann, P. (2015): Bindungsentwicklung von der frühen Kindheit bis zum Jugendalter und ihre Bedeutung für den Umgang mit Freundschaftsbeziehungen. In: Spangler, G./Zimmermann, P. (Hrsg.): Die Bindungstheorie. Grundlagen, Forschung und Anwendung. Stuttgart, Klett-Cotta, 7. Auflage, S. 203-231

Zimmermann, P./Becker-Stoll, F./Grossmann, K./Grossmann, K. E./Scheuerer-Engelisch, H./Wartner, U. (2000): Längsschnittliche Bindungsentwicklung von der frühen Kindheit bis zum Jugendalter. In: Psychologie in Erziehung und Unterricht, 47. Jg., H. 1, S. 99-117

Zimmermann, P./Becker-Stoll, F./Mohr, C. (2016): Bindungsrepräsentation im Jugendalter. In: Gloger-Tippelt, G. (Hrsg.): Bindung im Erwachsenenalter. Ein Handbuch für Forschung und Praxis. Bern, Hogrefe, 3. Auflage, S. 251-286

Zimmermann, P./Iwanski, A. (2014): Bindung und Autonomie im Jugendalter. In: Brisch, K. H. (Hrsg.): Bindung und Jugend. Stuttgart, Klett-Cotta, S. 12-35

Anhang

Code:

Datum:

Interviewer/in:

Angaben zur Person

Geburtsdatum:

Geschlecht: weiblich männlich

Staatsangehörigkeit:

Wer gehört alles zu Deiner Familie? *(Zutreffendes bitte ankreuzen)*

Mutter: leiblich Stiefmutter Pflegemutter

Vater: leiblich Stiefvater Pflegevater

Oma: mütterlicherseits väterlicherseits

Opa: mütterlicherseits väterlicherseits

Geschwister: leiblich Halbgeschwister Stiefgeschwister

Tante: mütterlicherseits väterlicherseits

Onkel: mütterlicherseits väterlicherseits

Sonstige:

Seit wann bist du hier in der Gruppe?

Wo hast du vorher gelebt?

In einer anderen Heim-/Wohngruppe (von: bis:)

(von: bis:)

(von: bis:)

In einer Pflegefamilie (von: bis:)

(von: bis:)

(von: bis:)

Mit Familie (von: bis:)

(von: bis:)

Hast du Kontakt zu deinen Eltern? Wie sieht der Kontakt meistens aus? *(Wie oft besteht der Kontakt?)*

Wie viele Kinder/Jugendliche leben hier mit dir?

Übersetzt von Katja Nowacki

Code:

Datum:

Interviewer/in:

Fragebogen über die Beziehung zu Eltern und Betreuer*innen

Dieser Fragebogen fragt nach den Beziehungen zu wichtigen Menschen in Deinem Leben, zum Beispiel Deiner Mutter oder Deinen Betreuer*innen. Wenn Du möchtest, gehen wir den Fragebogen gerne zusammen durch.

Teil I

Die folgenden Punkte fragen nach Deinen Gefühlen für Deine Mutter oder der Person, die Du wie Deine Mutter empfindest. Wenn es mehr als eine Person gibt die Du als Mutter ansiehst (Adoptivmutter, Stiefmutter, Pflegemutter), beantworte die Fragen für die Person die Dich am meisten beeinflusst hat.

Bitte lies jede Aussage und kreuze die Aussage an, die für Dich im Moment am ehesten stimmt.

	Stimmt fast nie oder nie	Stimmt nur selten	Stimmt manchmal	Stimmt oft	Stimmt fast immer oder immer
1. Meine Mutter respektiert meine Gefühle.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
2. Ich denke, meine Mutter ist eine gute Mutter.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
3. Ich wünschte mir, ich hätte eine andere Mutter	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
4. Meine Mutter akzeptiert mich so wie ich bin.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
5. Ich hole mir gerne die Meinung meiner Mutter über Sachen ein, die mich beschäftigen.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
6. Ich habe das Gefühl, dass es nichts bringt wenn ich meine Gefühle gegenüber meiner Mutter zeige.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
7. Meine Mutter merkt, wenn ich mich über etwas aufrege.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
8. Wenn ich mit meiner Mutter über meine Probleme rede schäme ich mich oder fühle mich dumm.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
9. Meine Mutter erwartet zu viel von mir.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
10. Ich rege mich schnell in Gegenwart meiner Mutter auf.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
11. Ich rege mich mehr auf als meine Mutter denkt.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
12. Wenn wir über Dinge diskutieren, interessiert sich meine Mutter für meine Sicht.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
13. Meine Mutter vertraut meinem Urteil.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
14. Meine Mutter hat ihre eigenen Probleme, deshalb belästige ich sie nicht mit meinen.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
15. Meine Mutter hilft mir, mich selbst besser zu verstehen.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
16. Ich erzähle meiner Mutter von meinen Problemen und Sorgen.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
17. Ich bin ärgerlich auf meine Mutter.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>

	Stimmt fast nie oder nie	Stimmt nur selten	Stimmt manchmal	Stimmt oft	Stimmt fast immer oder immer
18. Ich bekomme nicht viel Aufmerksamkeit von meiner Mutter.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
19. Meine Mutter hilft mir, über meine Schwierigkeiten zu reden.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
20. Meine Mutter versteht mich.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
21. Wenn ich mich über etwas ärgere, versucht meine Mutter mich zu verstehen.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
22. Ich vertraue meiner Mutter.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
23. Meine Mutter versteht nicht, was ich aktuell durchmache.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
24. Ich kann auf meine Mutter zählen, wenn ich etwas auf dem Herzen habe.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
25. Wenn meine Mutter merkt, dass mich etwas belastet fragt sie mich danach.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>

Teil II

Dieser Teil fragt nach Deinen Gefühlen zu Deinen Betreuer*innen.

Bitte lies jede Aussage und kreuze die Aussage an, die für Dich im Moment am ehesten stimmt.

	Stimmt fast nie oder nie	Stimmt nur selten	Stimmt manchmal	Stimmt oft	Stimmt fast immer oder immer
1. Ich hole mir gerne die Meinung meiner Betreuer*innen ein über Dinge, die mich beschäftigen.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
2. Meine Betreuer*innen können genau sagen, wenn ich mich über etwas aufrege.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
3. Wenn wir über etwas diskutieren, interessieren sich meine Betreuer*innen für meine Meinung.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
4. Wenn ich mit meinen Betreuer*innen über Probleme rede fühle ich mich dumm oder beschämt.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
5. Ich wünschte mir, ich hätte andere Betreuer*innen.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
6. Meine Betreuer*innen verstehen mich.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
7. Meine Betreuer*innen ermutigen mich, über meine Schwierigkeiten zu sprechen.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
8. Meine Betreuer*innen akzeptieren mich so wie ich bin.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
9. Ich habe das Bedürfnis, öfter Kontakt mit meinen Betreuer*innen zu haben.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>

	Stimmt fast nie oder nie	Stimmt nur selten	Stimmt manchmal	Stimmt oft	Stimmt fast immer oder immer
10. Meine Betreuer*innen verstehen nicht, was ich aktuell durchmache.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
11. Ich fühle mich einsam und alleine wenn ich mit meinen Betreuer*innen zusammen bin.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
12. Meine Betreuer*innen hören dem zu, was ich zu sagen habe.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
13. Ich finde, dass meine Betreuer*innen gute Betreuer*innen sind.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
14. Mit meinen Betreuer*innen ist es einfach über alles zu reden.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
15. Wenn ich mich über etwas ärgere versuchen meine Betreuer*innen mich zu verstehen.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
16. Meine Betreuer*innen helfen mir, mich selber besser zu verstehen.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
17. Meine Betreuer*innen interessiert es, wie ich mich fühle.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
18. Ich bin ärgerlich auf meine Betreuer*innen.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
19. Ich kann mich auf meine Betreuer*innen verlassen, wenn mir etwas auf dem Herzen liegt.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
20. Ich vertraue meinen Betreuer*innen.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
21. Meine Betreuer*innen respektieren meine Gefühle.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
22. Ich rege mich viel öfter auf, als meine Betreuer*innen denken.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
23. Es sieht manchmal so aus als wären meine Betreuer*innen ohne Grund von mir verärgert.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
24. Ich kann meinen Betreuer*innen von meinen Problemen und Sorgen erzählen.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
25. Wenn meine Betreuer*innen merken, dass mich etwas belastet fragen sie mich danach.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>

Vielen Dank! 😊

Ehrenwörtliche Erklärung

Hiermit versichere ich, dass die Bachelorarbeit selbstständig und ohne unzulässige fremde Hilfe erbracht worden ist und keine anderen als die angegebenen Quellen und Hilfsmittel benutzt wurden. Alle Stellen, die wörtlich oder sinngemäß veröffentlichten, nicht veröffentlichten Schriften oder Quellen entnommen sind, habe ich als solche kenntlich gemacht. Diese Arbeit hat in gleicher oder ähnlicher Form noch keiner Prüfungsbehörde vorgelegen.

Datum, Unterschrift